

II. Degersheim

1. Von der Scholle zum Webstuhl

Als im Jahre 1818 um die Frühjahrssonnenwende die Nacht sich über unser altehrwürdiges Bergdorf legte, hatte diesem seine schwerste Schicksalsstunde geschlagen. Sein Untergang sollte bevorstehen. Ein Feuerfunke, vom heftigen Föhn bald zur verzehrenden Flamme angefacht, griff um sich, erfasste erst einen Raum, dann ein Haus, dann First um First mit einer wachsenden Gewalt, die jeder sich entgegenstellenden Abwehr spottete. Man ermisst heute noch den Schrecken, welchen das unser Dorf vernichtende Grossfeuer verbreitete aus den Stimmen jener Tage. Eine besonders ergreifende Schilderung des schweren Unglücks, das mit elementarer Gewalt über unser Dorf hereingebrochen war, erschien im "Bürger- und Bauernfreund". "In wenigen Stunden", so heisst es in diesem Bericht "war beinahe das ganze Dorf in vollem Brand; Flamme auf Flamme türmte sich auf, die vom Winde getrieben, wie Wellen fortgerollt wurden und jede Rettung der Wohnungen unmöglich machten. Mit einem Mal erfolgte aus den Flammen ein fürchterlicher Knall, der dem Krachen des Donners glich und auch mehrere Stunden weit vernommen war. Es flog nämlich in einem vom Feuer ergriffenen Haus Pulver auf, dessen Dampf die Brandstätte auf einige Augenblicke verfinsterte, dann aber sich ebenso bald wieder in eine um so mehr Entsetzen erregende Helle verwandelte, die selbst in weiter Entfernung dem Auge des Beobachters das grässliche Schicksal zeigte, wie sich die Not vergrösserte und immer furchtbarer das Feuer zum Himmel aufloderte."

Wohl noch eindrucksvoller ist die bewegliche Schilderung eines Augenzeugen, der später die Eindrücke vom Brande, welche ihm als elfjährigem Knaben unaustilgbar gegenwärtig blieben, seinem Tagebuch anvertraute.

"Oh, welch ein düsteres Bild", so ruft er aus, "bot diese Nacht nicht dar. Hier das Prasseln des Feuers und das Krachen der einstürzenden Gebäude, dort das Weinen und Trauern der oft bloss halb bekleideten Unglücklichen, an einem andern Ort das Brüllen des Viehs und das Heulen der Hunde...."

Das einzig Tröstende sei gewesen, dass kein Menschenleben zu beklagen war.

Und nun erinnert sich unser Gewährsmann daran, dass der Wächter einige Zeit vor dem Ereignis bei sternenheller Nacht am äusseren Ende des Dorfes eine feuerähnliche Kugel wahrgenommen, welche durch die Strasse rollend, bei dem Hause, wo später das Feuer ausgebrochen, verschwunden sei. Und er habe diese Erscheinung schon damals dahin gedeutet, dass bald das Dorf dem Feuer zum Opfer fallen werde.

Am Morgen des 21. März lag der grösste Teil des Dorfes in Asche und Trümmern. Um so willkommener war den vom Schicksal Betroffenen die werktätige Hilfe, welche von nah und fern sich sogleich regte. Die hohe Regierung, die St. gallische Hilfsgesellschaft, die Nachbargemeinden und Private halfen durch Barmittel, Kleider und allerlei Gaben, wie sie der dringende Bedarf bei derartigen Katastrophen erfordert.

Es ist, als ob solche Schicksalsschläge, so hart sie auf den ersten Augenblick erscheinen mögen, den Menschen statt ihn niederzudrücken, aufrütteln und seine Kräfte anspornen. Wenn sie ihm die Nichtigkeit dessen, was wir bauen und schaffen, in drastischer Weise vor Augen führen, so reizen sie ihn an zu neuen Entschlüssen. Da verbinden sich über Schutt und rauchenden Trümmern zu engem Bunde der feste Wille und die zähe Ausdauer, um miteinander unverdrossen aufs neue zuzugreifen und zum Rechten zu sehen.

Im Sommer 1818 und in der darauffolgenden Zeit muss sich ein ungewöhnlich reges Leben baulicher Tätigkeit entfaltet haben. Ammann und Behörden einigten sich zu raschen Entschlussfassungen. Man sah sich um nach geeigneten Baumaterialien, stellte Dorf und Umgebung unter bestimmte Rottmeister, um die Fronarbeiten zu organisieren, beschloss, die Dorfstrasse breiter und die Bauten regelmässig anzulegen. Der Kirchenbau wurde einem Meister Heinrich Ladner, der Guss der neuen Glocken dem Giesser Rosenlächer von Konstanz übertragen. In J. G. Widmer, gemeinhin "Zimmerjörg" geheissen, zog man einen Baumeister heran, der mit Umsicht und Gewandtheit Häuser und Städel neu zu erstellen verstand. Zu gleicher baulicher Arbeit fand sich bald auch J. Hofstetter aus Peterzell ein, der wohl dreissig Häuser aufführte. Endlich wurde mit Nachdruck darauf gehalten, die Ziegelbedachung durchgängig durchzuführen.

Die Jahre 1818 und 1819 durften zum Glück als "äusserst fruchtbare" bezeichnet werden, welches Moment viel dazu beitrug, die dem Dorf erwachsene Not schneller zu überwinden.

Und wirklich können wir uns einer vergnüglichen Ueberraschung nicht erwehren, wenn wir aus den vergilbten Akten erfahren, dass unser neuerstandenes Dorf unterm 2. März 1820 der Kantonsregierung die Zusage ablockt, auf Probe hin einen Jahrmarkt abhalten zu dürfen. Und die Probezeit ist noch nicht abgelaufen, so reicht Gemeindammann Stadler durch Bezirksstatthalter Grob ein erneutes Gesuch an die Landesregierung ein, die Abhaltung eines Marktes jeweilen am Montag nach Bartholomae für ständig zuzulassen. Denn es habe sich erwiesen, dass der Jahrmarkt sich grossen Zuspruches erfreue. Es sei viel Vieh aufgeführt und der Markt von Tausenden der Umwohner besucht worden. Von Störungen, wie sie die ehemalige „Kilbi“ gezeigt hätte, die oft in Zank und Streit ausgeartet habe, sei nichts zu bemerken gewesen; vielmehr sei er in „stillen Fröhlichkeit“ verlaufen usw.“ Es bedurfte kaum mehr eines empfehlenden Wortes, und unterm 24. September 1822 erfolgte die Zubilligung des kleinen Rates. Und damit schien die Angelegenheit nicht einmal ihr Bewenden zu haben. Auf das A, so meinten gewisse Interessenten unseres Dorfes, müsse nun B folgen; nämlich ein Frühlingmarkt wäre noch ratsam und tunlich. Der Eingabe der Ortsbehörde ist noch eine Bittschrift beigelegt, welche nicht ermangelt haben wird, die Landesväter in St. Gallen heiter zu stimmen. Sie beginnt mit den Worten: „Der katholische Lehrer namens der endesunterzeichneten Mitwirte an die hohe wohlwollende Regierung“. Und unter die gewichtigsten Gründe für die Dringlichkeit eines Frühjahrsmarktes lässt das Gutachten des Lehrers und Wirtes nicht ungeschickt einfliessen, dass die Wirte im Herbst schon so sehr sich mit Tranksame ausstatten müssten, dass es ihnen einigen Schadenersatz schaffe, auch am Frühling allfälligen Weinvorrat verzapfen zu dürfen. Der Schluss der Petition appelliert schlankweg an das Gemüt der hohen Regierungsratsmitglieder. „Gott erhalte Sie“, so lautet er wörtlich, „noch recht lange, teuerste Herren, zum Wohle unseres Vaterlandes und Ihrer Familien in bester, dauernder Gesundheit und gebe Ihnen einst das ewige Leben. Der ich mit ausgezeichnete Hochachtung und dero hochgeehrter Herren ganz unwürdiger Freund und Diener bin...“ und dann zeichnen: der Kronen-, der Rössli- und der Sternwirt mit Namen. Die Antwort der Regierung steht in starkem Kontrast zu den Kraftanstrengungen der Petenten. Sie zweifle, antwortete sie, nicht daran, dass den Herren Wirten ein weiterer Markttag angenehm wäre; da aber in der Umgebung von Degersheim an Frühjahrsmärkten kein Mangel sei, müsse sie das Gesuch ablehnen.

In der Tat hatte Degersheim seit längerer Zeit Mittel und Wege zur Verfügung, welche ihm förderlicher waren, als das Abhalten von Märkten. Es sieht sich nämlich in fast unmerklicher Weise einbezogen in die Anfänge eines industriellen Prozesses, der weit ausgreifen sollte. Dessen Anfänge reichen (wie wir nachgewiesen haben) bis ins 18. Jahrhundert zurück. Es handelt sich um die aus dem „Züribiet“ ins Toggenburg eingeführte Baumwollindustrie. War die Herstellung der Leinwand unbestrittenes Monopol der städtisch st. gallischen Zunftverbände geblieben, so galt die neuaufkommende Baumwollindustrie als gleichsam freizügig. Sie eroberte sich die toggenburgischen Landschaften trotz aller Gegenwehr der st. gallischen Weberzunft. Und so liegt auch für unser Dorf Degersheim der Nachweis vor, dass bereits 1775 die Fabrikation von Musseline Tatsache ist. Noch bilden freilich Ackerbau und Viehzucht den Haupterwerbsquell der Bevölkerung. Aber gerade seit dem Dorfbrand scheint man sich auf die industrielle Tätigkeit mit erhöhtem Eifer geworfen zu haben. Soll doch der „Zimmerjörg“ ganz besonders darauf bedacht gewesen sein, in jedem Neubau einen geräumigen Webkeller unterzubringen. Ja, wir wissen sogar, dass die Ottinger, Kuhn, Pfendler, Grob zu den eingesessenen Fabrikanten gehörten. Bald bildeten Spinnen, Spulen und Weben für unsere Einwohnerschaft einen willkommenen Nebenverdienst. Ist die Landwirtschaft an den Lauf der Jahreszeiten gebunden, so bleibt für manche Industriezweige jede freie Stunde verfügbar. So wurde der Mann, wenn er das Feld bestellt und das Vieh besorgt hatte oder wenn im Winter die Arbeit im Freien unterbrochen war, an den Webstuhl gelockt, um sich nebenher blanke Gulden zu erwerben. Wie könnte man es anders deuten, als dass diese Einnahmequellen höchst gelegen kamen, musste doch unsere Gemeinde im Jahre 1833 für das Armenwesen nicht weniger als 1527 Gulden und 28 Kreuzer aufwenden, wohl darum, weil manchen Armengenössigen richtige Arbeitsgelegenheit versagt war.

Müssiggang erzeugt nicht ungerne Streitlust; Gewerbefleiss lenkt sie ab. Auf diese Tatsache möchten wir eine Stelle aus dem bezirksamtlichen Bericht von 1833 beziehen, wenn dieser rühmend hervorhebt, dass das Prozessieren in unserer „sonst lebhaften Gemeinde fast ganz aufgehört habe“. Ja, in einem anderen Bericht, der Bezirksammann Egli zum Verfasser hat, wird den Degersheimern ein besonderes Kränzchen gewunden. „So wie früher“, heisst es unter anderem, „die Gerichtshäuser von den prozesslustigen Degersheimern angefüllt waren, interessieren sie sich für Prozesse nicht mehr und bleiben zu Hause bei ihrer Arbeit.“

Das Hauptverdienst, Streitigkeiten zu vermeiden, schreibt er allerdings dem in Degersheim seit 1831 amtenden Vermittler zu, der, statt Händel anzurichten, sie eben zu vermitteln verstehe. Darauf kommt er wieder und wieder zurück; ja, er verallgemeinert die Bedeutung eines solchen Beamten, indem er bekennt: „Das wohlthätigste Subjekt ist heute ein würdiger Vermittler“, der den Prozessen Einhalt tut. Und zu diesem Bilde einer zur Arbeit und zum Stilleben bekehrten Gemeinde möchten wir an dieser Stelle einen Beitrag liefern, der etwelche Ueberraschung bieten mag. Im Jahre 1830 erschien nämlich eine Büchlein, betitelt: „Naturgenüsse, ein poetischer Versuch“ von J.G. Lenggenhager, Lehrer in Degersheim. nach einigen wohlangebrachten Entschuldigungen des Verfassers, man möge seinen Gedichten nicht zu strenge begegnen, die Natur, nicht die Kunst sei seine Lehrmeisterin gewesen, lässt er seine Lieder für sich sprechen. Er schreibt in der Mundart; ist stark von unserem allamannischen Dichter Peter Hebel beeinflusst, ohne freilich sein Vorbild zu erreichen. Und doch blättern wir nicht ungerne in diesen durchwegs naiven Herzensergüssen.

„Hüt han ich gemeint im Stöbli zsi;
Doch nei, es fällt mer gad jetz i,
Hüt isch es Samstig z'Äbed jo,
Drom will i chli is Dörfli go.
Es ist no alli Zit i d'Ruoh;
Zuom Schlofe chom i lang dezuo.“

Er streift nun herum, macht allerlei Beobachtungen und belauscht sogar einen Wirt, der seinen Wein auf den Sonntag tauft und aus Vierern Sechser fabriziert. Auf den Schlemmer, der bis tief in den Montag hinein schläft, ist Lenggenhager nicht gut zu sprechen:

„Den schick me zuo de n'Ima he,
Er cha den dra e Bispel ne.“

Gegenüber Prunk und Reichtum fühlt er sich neidlos zufrieden:

„E grosses Schloss, wies do ond det
No überall so omä het,
Es macht mer no nöd denkes dra,
Dass ihs denn au e so möchte ha.
Meinst du, ih luog no Gelt, no Ehr?
O nei, das ghört em grosse Heer.
Wäst nöd, dass do, wo Dornä stönd
Ke grosse Herre omä gönd?“

Einmal vergisst er sich soweit, dass er den zufriedenen Landmann wie Hebel besingt und in dessen Versen anhebt:

„Denk woh! i griffa au in Sack
Und füll e Pfiffli Rauchtabak.“

Einen besonders lustigen Einfall hat er, wie er das Schwälblein, das aus dem Süden zurückkehrt, begrüsst. Er möchte ihm gerne einen Imbiss zuhalten, fürchtet aber für die Folgen.

„Do hest e Wörmli, went es magst;
Heb aber sorg, wenn's abä schnabst,
Werst wohl en chline Rachä ha;
Denn chöntest no verstickte dra.“

Zuweilen gelingt Lenggenhager ein glücklicher Reim, so wenn er ahnungsbewegt zum gestirnten Himmel aufschauend, in die Worte ausbricht:

„Es muoss doch schö det obä sie
I bild mersch gad nöd anderst i.“

Noch eine Strophe, die beste wohl, welche ihm gelungen. Das häusliche Glück an der Seite seines Weibes geniessend, belauscht er am frühen Morgen sein im Wieglein schlummerndes Büblein, wie es endlich sich regt, „e Schnüfli macht“ und unter Lächeln der Welt die Augen erschliesst.

„Poz dusig luog, es ist erwacht!
Und Muotter, hest em s’Müesli gmacht?
Luog no, de Schelm, er lacht mi a!
Het er echt si Gefalle dra?
Ach, geb is Gott en guette Tag
Und was zuom Heil üs diene mag.“

Aus der nämlichen Zeit stammt ein zartes Volksliedchen. Ich habe es in meiner Jugend aus dem Mund meiner Mutter, sonst aber nirgendwo singen hören. Um es der Vergessenheit zu entreissen, soll es an dieser Stelle ein Plätzchen finden. Man denke sich ein Mädchen, das in seinem Gärtlein sich ein Sträusschen bindet und seines Auserwählten gedenkt. Wort und Weise, die seinem Herzen entströmen, heissen also:

Toggenburgerlied

I mache mim Schatz e Strüssli und ebe drom isch mehr wohl,
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mehr wohl.
Was tuen em dri?
e Rosmarie, und i möcht e wili bin em si
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mer wohl.

I mache mim Schatz e Strüssli und ebe drom isch mehr wohl,
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mehr wohl.
Was tuen em dri?
e Maieblagge, und wenn en sieh, so muess i lache,
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mer wohl.

I mache mim Schatz e Strüssli und ebe drom isch mehr wohl,
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mehr wohl.
Was tuen em dri?
e Nägeli, und wenn en sieh, so freut es mi,
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mer wohl.

I mache mim Schatz e Strüssli und ebe drom isch mehr wohl,
i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mehr wohl.
Was tuen em dri?
e Zipperli, ach chönt i allwil bin em sie
und i mache mim Schatz es Strüssli und ebe drom isch mer wohl.

Verlassen wir diese liebliche Seite unseres Volkslebens, um reale Vorkommnisse in unseren Betrachtungskreis zu ziehen.

Die Dreissiger Jahre, in denen wir stehen, bieten im Gemeindehaushalt das erfreuliche Bild mannigfachen Fortschrittes. Dieser liegt nicht zum mindesten im Wirken einer

gesellschaftlichen Vereinigung begründe, welche eben damals in Degersheim ins Leben trat.

Am 22. Oktober 1835 tagte nämlich im Gasthaus zum Stern eine Gesellschaft von Ortsbürgern, welche zu regelmässigen Sitzungen zusammenzukommen sich das Wort gab. Sogleich werden in den folgenden Sitzungen Fragen kommunalen und allgemeinen Interesses eingehend besprochen, so die Gründung einer Armenanstalt und einer Art von Sparkasse, gleich hierauf unterrichteten sich die Mitglieder gegenseitig über das Vormundschaftsgesetz, die Rückwirkungen des vom 9. August 1832 datierten Militärgesetzes und über die Durchführung des am 26. Januar 1837 erlassenen Gesetzes über Errichtung und Instandhaltung von Gemeindestrassen.

Und bereits im Februar 1837 erfolgt eine vom Gemeinderat unterstützte Anregung, es möge eine ähnlich in Maggenau bestehende Vereinigung mit derjenigen von Degersheim verschmolzen und zu einer politischen Gesellschaft umgestaltet werden. Diesem Ansuchen entsprach eine am 10 April 1837 nach Wolfertswil einberufene Versammlung, indem sie sich noch am gleichen Tage als gemeinsame Privatgesellschaft konstituierte.

Zehn alte Mitglieder der nun aufgehobenen Vereinigung unseres Dorfes taten sich, um so mehr, als ihnen aus deren Kasse 100 Gulden Anteil zufiel, zu einer besonderen Vereinigung von mehr geschäftlichem Charakter zusammen. Sie gab sich bezüglich Statuten und den Namen einer „Korngesellschaft“. Wir werden später auf sie zurückkommen.

Lenken wir unsere Blicke der neuen Privatgesellschaft zu, die, wie schon angedeutet wurde, unterm 10 April 1837 bei Ammann Rutz in Wolfertswil ihre konstituierende Sitzung abhielt und von dort an öfter zu tagen in Aussicht nahm. In der Eröffnungsrede wurde hervorgehoben, „der vornehmste Zweck des Zusammenschlusses sei der, dass sich Eintracht, Friede und gegenseitige Belehrung unter den Bürgern mehre und ferne von Leidenschaften diese Gesellschaft voll Brudersinn Quelle.... manches Guten für die Gemeinde werden möge.“

Der Initiant war kein anderer als der seit 1833 in Degersheim praktizierende Dr. med Landis. Sein ganzes Bestreben ging dahin, über Parteiungen und konfessionelle Gegensätze hinwegsehend, in jedem das Gute zu suchen und seine Kräfte in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen. Und hierzu war er die geeignete Persönlichkeit. Nicht bloss, dass seine ärztliche Praxis ihn mit allen Schichten der Bevölkerung in unmittelbare Berührung brachte; er war vor allem durch seine gediegene Bildung und sein friedfertiges Wesen wie berufen, die Leute zusammenzuführen und an seinem guten Willen zweifelte keiner. Man darf sein damaliges Wirken um so höher anschlagen, als die politischen Strömungen hoch genug gingen.

Die neugegründete Privatgesellschaft, wie sie sich nannte, zog in den Kreis ihrer Verhandlungen allgemein belehrende und unterhaltende Stoffe, Hilfeleistungen an Arme und Notleidende, allgemein politische und kantonale Fragen; vor allem jedoch pflegte sie Angelegenheiten des Gemeindewesens zu besprechen. Sie erstrebte Verbesserungen im Armen- und Schulwesen, in Vorkehrungen sanitärer und polizeilicher Natur. Ganz besonders lag ihr der Ausbau des Strassenwesens am Herzen, zu dessen Gunsten sie Eingaben an die Behörden leitete. Angenehm berühren uns auch Anknüpfungen mit ähnlichen Vereinigungen der Nachbargemeinden. Man bedauert heute noch, dass die Gesellschaft aus Mangel an nachhaltigem Interesse anfangs 1842 sich bewogen sah, ihre Sitzungen einzustellen und den seit fünf Jahren

bestehenden Verband aufzulösen. Er sollte erst unter wesentlich veränderten Umständen neuerdings ins Leben gerufen werden.

Um so „üppiger“ entwickelte sich die sogenannte „Korngesellschaft“. Sie kaufte am 14. Juli 1837 in Rorschach 200 Viertel Korn nach altem Mass, brachte sodann das 1835 in Kraft getretene Gesetz über Mass und Gewicht in Anwendung, indem sie nach dem neuen, vorteilhafteren Mass verkaufte und so einigen Gewinn erzielte. Ueberdies wurden die Monatsbeiträge erhöht und brachliegende Gelder an Zins gelegt. Erst im Januar 1841 kam ein weiteres Unternehmen in Fluss, welches nicht ermangeln wird, einige Ueberraschung zu erregen. Das Jahr 1840 war nämlich von einem geradezu beispiellosen Obstsegen begleitet; da entschloss sich unsere unternehmungsfrohe Korngesellschaft in Zwetschgenwasser Geschäfte zu machen. Nicht weniger als 735 alte Mass, das sind rund 1224 Liter, werden aufgekauft und wiederum durch Umrechnung in das kleinere neue Mass und einigen Preiszuschlag ein gewisser Vorteil herausgeschlagen. Doch lassen wir diesem in engem Rahmen gehaltenen Geschäftsgebaren seinen weiteren Gang.

Inzwischen hatten doch manche in der Privatgesellschaft und im Gemeindehaushalt erfolgten Anregungen Gestalt angenommen. Noch auf 1836 geht die Gründung der heute noch bestehenden Armenanstalt zurück. Die Jahre 1837-42 sind dem weitem Ausbau des Strassennetzes gewidmet, das Degersheim mit Mogelsberg, Herisau, Flawil und Maggenau verbindet. Die Verausgabungen hierfür belaufen sich auf die ansehnliche Summe von 24'398 Gulden 8 Kreuzer. Die Möglichkeit, mit der Umgebung in bequemere Berührung zu gelangen, war damit gegeben. Seit 1830 fuhr der Bote jeweilen Montags nach Lichtensteig, Freitags nach Herisau und bald nachher Mittwochs und Samstags nach St. Gallen, um Briefe, Pakete und sogar Zeitungen zu vermitteln. Denn seit 1827 stand dem Leser die „Appenzeller Zeitung“ und seit 1830 der „Toggenburger Bote“ zur Verfügung.

Im gleichen Zeitabschnitt, von dem wir eben sprechen, geht die evangelische Schulgemeinde 1837-38 an den Umbau ihres Schulhauses und verwendet hierfür, wie der bezirksamtliche Bericht für 1841 rühmend hervorhebt, die Summe von 2400 Gulden. Als Fortschritt darf wohl erwähnt werden, dass das Gehalt des Lehrers damals auf 250 Gulden gestiegen war.

Schon 1846 folgt Katholisch-Degersheim. Das alte Schul- und Messmerhaus wird versetzt und ein neues an gleicher Stelle errichtet. Sogar dem seit 1833 reorganisierten Militärwesen kommt unser Dorf bereitwillig entgegen. Es sei zwar, melden die Berichte, kein besonderer Exerzierplatz in Degersheim und Umgebung vorhanden; aber die Bürger gäben ihre Wiesen bereitwillig für den Waffendienst her. Die Soldaten erhielten nach jenen Anordnungen keinen Sold, wurden aber „zur Freude der Jugend“ bei den Ortsbürgern einquartiert, wofür aus der Gemeindekasse für den Mann täglich 18 Kreuzer als Entschädigung verabreicht wurden. Wirklich weist die Gemeinderechnung von 1839 für Einquartierungen die namhafte Summe von 276 Gulden auf. Kurz hierauf (1841) weiss ein weiterer Bericht zu rühmen, dass das Wirtschaftsleben in mustergültigen Schranken gehalten werde; obwohl die Wirtschaften abends je 10 Uhr zu schliessen hätten, sei keine einzige Uebertretung zu verzeichnen.

Doch müsste unsere Darstellung fast bei dem und jenem Zweifel erregen, wollten wir lauter lobreiche Dinge anführen. Der Wahrheit zu Ehren müssen auch andere Vorkommnisse zugegeben werden. So sind die Jahre 1841-43 für den katholischen Konfessionsteil sehr erregt gewesen. Genossenbürger, Verwaltung, Rechnungskommission lagen sich in den Haaren. Stürmische Gemeindebeschlüsse,

Kassationsbegehren, Rekurse, Verwahrungen wollten kein Ende finden. Es handelte sich im Grunde um Unebenheiten in den Rechnungsablagen. Die Verwaltung der verschiedenen Fonds war den Leuten durcheinandergeraten und niemand behielt ruhig Blut, die Sache in Minne zu ordnen. Regierung und Katholische Administration mahnen, warnen. Umsonst; es helfen zuletzt nur Androhungen von Exekution und amtliche Entscheide. Wie leicht man aneinandergerät, möge ein Fall erhellen, der uns heute geradezu heitere Verwunderung abnötigt. Anno 1841 berief die katholische Pfarrgemeinde einen neuen Geistlichen. Die Verwaltung hielt es für angemessen, für die Umzugskosten im Betrag von 9 Talern die Pfarrgemeinde zu belasten. Einige Bürger bestritten jedoch der Verwaltung die Kompetenz, ohne Befragen der Gemeinde über die genannte Ausgabe zu verfügen, und verwahrten sich feierlich, dafür besteuert zu werden.

Auch auf andern Gebieten fehlte es nicht an Gegensätzen, die besonders in die Politik hinübergriffen. Seit der Verfassungsreform von 1830 war die demokratische Forderung durchgedrungen, dass in den 15 Bezirksgemeinden die Bezirksammänner, die Mitglieder des Grossen Rates, der Bezirks- und Untergerichte gewählt werden sollten. Da muss es oft stürmisch genug zu und hergegangen sein. Liberale und Konservative standen sich auch in Flawil scharf geschieden gegenüber. Nach harten Worten kam es zuweilen bei der Heimkehr zu Tätlichkeiten, und die Degersheimer blieben, wie wir uns oft erzählen liessen, keinem etwas schuldig.

Schon hofften wir, die Protokolle dieser Untertoggenburger Bezirksgemeinden einsehen zu dürfen, um den und jenen Beleg ausfindig zu machen; da erhielten wir den wenig tröstlichen Aufschluss, dass das ganze Archiv 1878 bei einem Brandunglück in Rauch aufgegangen sei.

Dagegen stiessen wir bei der Umschau nach Quellenmaterial von örtlichem Inhalt auf einen höchst willkommenen Fund, nämlich auf eine Lebensgeschichte und ein umfängliches Tagebuch, beide aus der Feder Johann Jakob Brunners in der Mühle stammend. Sind derartige Aufzeichnungen für die Darstellung lokaler Bilder zu begrüssen, so gilt dies vom genannten Nachlass um so mehr, als Brunner unverkennbar ein Bedürfnis empfunden haben muss, sich über allerlei schriftlich Rechenschaft abzulegen oder es dem Tagebuch anzuvertrauen.

Im Jahre 1806 geboren, ist er erst 1843 nach mancherlei Erfahrungen daran gegangen, einen „Lebensabriss“ abzufassen, um sodann zur Unterstützung des Gedächtnisses ein Tagebuch anzulegen, das er von 1844-79 getreulich führte. Er erzählt bewegten Herzens von seinen Schuljahren und den bitteren Stunden des Konfirmandenunterrichts, von seinen ernsten körperlichen Leiden und dem hierfür angewandten Heilverfahren, von Familienglück und dem frühen Verlust seiner ersten Lebensgefährtin, von spärlichem Erwerb und ökonomischen Sorgen; er hat ein offenes Auge für Witterungswechsel und Ernteaussichten, den Stand seiner Kartoffeln und die Preislage der Lebensmittel, für ausserordentliche Erscheinungen und Erlebnisse. Er verfolgt eifrig die kantonale, eidgenössische und ausländische Politik, zählt sich als farbechter Liberaler zum „Fähnlein der Aufrechten“ und liest zuweilen den Parteiführern (natürlich im Rahmen seines Tagebuches), gehörig den Text, wenn sie es an konsequenter Haltung fehlen lassen.

Ein Umstand jedoch überragt in seinen Bekenntnissen alle anderen: nämlich sein Schicksal, wider Willen, wohl nahezu 60 Jahre lang an den Webstuhl gefesselt zu sein und kein Mittel zu finden, von ihm loszukommen... Doch halt, eines hat er sich erobert. Er ist seit 1844 erst bei der hiesigen Schützengesellschaft, sodann „berufsweise“

Scheibenzeiger geworden. Da winkt denn bei Freischiessen, örtlichen, kantonalen und eidgenössischen Schützenanlässen und Festen öftere Gelegenheit, vom Webstuhl und Kellerloch wegzukommen und zudem ein besseres Auskommen zu finden. Mit welchem Behagen Brunner diese Feste schildert und seine gewonnenen Goldvögelchen mit nach Hause bringt!

Brunner schreibt in Prosa, häufig auch in Versen. Aber auch der leidenschaftlichste Liebhaber poetischer Ergüsse müsste gestehen, dass Brunners Prosa vor seinen Versen den Vorzug verdient. Aus den mehr als 600 Seiten umfassenden Selbstbekenntnissen haben wir für unsere Zwecke manche willkommene Notiz entlehnt. Doch ist für unsere Dorfgeschichte der Ertrag nicht allzu hoch zu messen. Persönliches und örtliche Vorgänge sind an Brunner selten herangetreten; gerade sein Tagebuch ist mehr einer „Selbtschau“ als einem „Ortsspiegel“ zu vergleichen. Und doch verdienen die genannten Aufzeichnungen an dieser Stelle eine dankbare Würdigung.

Wenden wir nun unsere Blicke wieder den täglichen Vorgängen zu. Sie sind der Arbeit gewidmet. Die früher erwähnte industrielle Entwicklung nahm zu Anfang der Vierzigerjahre im ganzen Toggenburg einen erfreulichen Aufschwung. Zwar konnten wir uns mit dem maschinellen Betrieb der Spinnereien und Webereien Englands nicht messen. Aber wir hatten Textilzweige an uns gerissen, in welchen wir in qualitativer Hinsicht wohl zu bestehen vermochten, so in der Herstellung von türkischroten Geweben, sodann von solchen der eben aufgekommenen und rasch umsichgreifenden Plattstich- und Jaquardweberei.

Ja, als die umliegenden Nachbarstaaten uns mit Zollschikanen lahmzulegen drohten, da griff der Kaufmann hier zu Lande über die kommerzielle Umklammerung hinaus, suchte und fand Anknüpfungen mit der Levante, mit Aegypten, den spanischen Kolonien von Südamerika. Und die Unternehmungen unserer Grosskaufleute zeitigten ihre Rückwirkungen bis ins letzte Bergdorf hinauf. Wie wohlvertraut waren unsern Eltern die Firmen der Raschle in Wattwil, der Naef in Niederuzwil, der Wiget in Flawil! Und bald standen dem Weber und Spuler noch näher die eingesessenen Firmen der Grob, Hartmann und Giger. Landammann Hungerbühler nennt einmal als die schönsten Tugenden der Toggenburger ihre Arbeit-, Spar- und Genügsamkeit. Etwas von diesen muss auch unserem Orte zum Segen geworden sein.

Vernehmen wir doch 1846, dass bei nur 298 stimmfähigen Bürgern ein steuerbares Vermögen von 625'000 Gulden ausgewiesen ist, so dass auf jeden Bürger im Durchschnitt gerechnet über 2000 Gulden steuerbares Betreffnis entfallen.

Bald nachher (1851) zählt Degersheim im Handwerkerstand 49 Meister und 25 Gesellen. Haben wir kurz zuvor erfahren, dass unser Dorf zugunsten des Waffendienstes Opfer zu bringen bereit war, so stossen wir nicht minder auf freiwillige Pflege des Schützenwesens. Seit langem besass unsere Gemeinde ihre Schützengesellschaft. Anno 1849 gab sie ihren alten Schützenstand hinter dem Rössli auf und errichtete nördlich der Dorfschmiede ein neues Schützenhaus, welches bis 1871 seine guten Dienste geleistet hat.

Aber das charakteristische Gepräge verlieh dem Dorf und den Gehöften doch der Webstuhl, dessen taktmässiger Anschlag dem Vorübergehenden von überall her entgegentönte. Wohl scheint uns Nachlebenden im sinnverwirrenden Jagen der Gegenwart, dass jenes Leben im Webkeller und am Spulrad mehr als eintönig gewesen sei. Wir, die das alles noch erlebt und mitgemacht haben, empfinden anders. Es kommt im Grunde genommen nicht so sehr auf die Art der Beschäftigung an, welche man verrichtet, sondern darauf, ob man aus ihr etwas zu machen versteht. Und Abwechslung

zwischen Arbeit und Entspannung finden sich auch hier. Frauen und Kinder trugen Körbe und Zeinenen voll "Spüel" zum Fabrikanten, der ihnen wieder Strangen und Stränglein Garn die Menge mit nach Hause gab. Der Weber holte sich die Werpfe bei der Umlegerin und ging dann an das Andrehen, bis der ganze Zettel oder die "Räti" wieder zum Weben bereit stand. Hierauf folgten in Abwechslung Schlichten und Weben, das Einfangen abgerissener Fäden und das Einlegen der Spülchen ins Weberschiffchen. Selbst den Docht im Tigel mit Unschlitt zu versorgen, durfte abends nicht übersehen werden. Vielleicht war auch das Füttern des Viehs nebenher zu besorgen, oder es winkte eine willkommene Pause, indem man sich aus der Schaffräti einen Wecken Brot und aus dem hinteren Keller ein Krüglein Most leisten durfte. Ist ein Stück, eine "Abhauete", fertig gewoben, sauber und tadellos, so trägt man sie zum Fabrikanten und streicht, vielleicht ohne etwelchen Abzug, die Gulden und Batzen ein. Da darf es der eine oder andere wagen, im "Sternen" einzukehren, denn der alte Beck Nef macht so "guoti Pürli". Dazu denn "a Wässerli oder wenn's gar no e Schöppli mag liede!" Und die Spuler, Burschen und Mädchen, gehen mit vollbepackten Körben und Zeinen heimwärts, plaudern und schäkern. In den Ohren klingt uns noch ein Liedchen, das uns unverfälscht echt erscheint. Ein Bursch, der einem Mädels gut ist, macht ihr trauliche Angebote:

Wenn i dir luebeli bi,
Mach i dir Aeli
Wenn du mir s'Chörbli treist,
Träg i dir s'Zäli

Aeli = Streicheln der Wange
Zäli = Zeinchen, Zeine, Wäschekorb

Vor allem aber blieb es beim blossen taktmässigen Weben nicht. Der Uebermut mit Phantasie gepaart kam auf allerlei lustige Einfälle. Aus dem sich immer wiederholenden Anschlag der Weblade, dem Auf- und Niedertritt, dem Sausen und Aufprall des Schiffchens, hörte der Aufhorchende und müssig Lauschende abgerissene Rufe, Sätze, Wünsche und gab sie der Belustigung preis. Besonders da, wo etwa Mann und Frau im Webkeller hantierten, er an einem breiten, sie an einem schmalen Stuhl, dichtete irgend ein Spassvogel den beiden Wechselreden an.

Hier ruft einer, ungeduldig ob dem Ausbleiben des Töchterchens, seiner kleinen Eehälfte zu:

"Chont s'Babetli no nöd he?"

Sie antwortet kurz und spitzig:

"Neig gwöss nöd, neig gwöss nöd."

Ein anderes Pärchen steht schon gespannter zu einander. Er ruft in mattem Tone:

"I mag gad nöd, i mag gad nöd."

Sie vorwurfsvoll:

"Fule Hond, fule Hond!"

Ein drittes Ehepaar ist ärgerlich über den geringen Lohn. Sie klagt:

"S'ist gad nüt; s'get gad nüt."

Er erklärt rundweg:

"Itz geb i ab; itz geb i ab."

Einer jungen Weberin dichtet ein Spottvogel an, sie habe es ein wenig auf den und den schönen Burschen droben im Wolfensberg abgesehen; denn horcht nur, sie begehrt heftig:

"In Wolfisberg uff; in Wolfisberg uff."

Der Plattstichweber so und so muss, meint einer, ein hoher Verehrer von Dorfgeschichten sein. Er ruft fortwährend:

"He! Bertold Auerbach! He! Bertold Auerbach!"

Einen besonderen Anreiz zu lustigen Einfällen bot die herbstliche Arbeit des Dreschens. Wenn die Flegel zu zweien, dreien und mehr das "Drasch" bearbeiteten, verlegte irgend ein müssiger Witzbold in die rhythmischen Schläge sinnhafte Worte. Dem Bäuerchen, das zu zweien drauflosklopfte, riefen sie spottend zu:

"Du Lomp, du Lomp!"

Bei dreien:

"Hest au nüt, hest au nüt."

Zu vieren klangs schon weit besser:

"Z'esse und en guete Guldi usw."

Und erst wenn sechs Drescher den reichen Bauern ankündigen! Dann fordert sie von ihm zur Atzung:

"Gueti, dicki Soppe, Speck und Berestöckli; gueti, dicki Soppe, Speck und Berestöckli."

An lustigen Einfällen fehlte es unsern Leuten überhaupt nicht. So kam einer Freitags auf den Herisauermarkt. Dort verweilte er gern bei den exerzierenden Appenzellersoldaten und blieb oft bis zum Zapfenstreich. Er horchte zu, wie das Piston den ersten Satz, die Musik den zweiten wiedergab. Da hatte er es heraus: "Die Appenzeller sind mir sonderbare Eidgenossen" spottete er. Die Musik selber gesteht:

Piston: "Mer verspielet's ebe gwöss.

Mer verspielet's ebe gwöss.

Alle: Ond i globs bigoscht au,

Ond i globs bigoscht au."

Das gab sich, mit Noten versehen, etwa folgenderweise: (an dieser Stelle ist ein Lied wiedergegeben.)

Ein anderes. Katholisch Flawil besass nur drei Glocken. Wir Degersheimer seit 1858 deren vier! Und da unsere Leute auf die Flawiler sonst nicht immer gut zu sprechen waren, musste ihnen und ihrem Geläute ein Schimpf angetan werden.

„Weisst du“, frug man etwa den Flawiler, wie eure Glocken den Fremden, der auf Flawil zusteuert, begrüssen?“ Natürlich weiss er es nicht. Also, sie warnen ihn herzukommen:

Erste Glocke: „Du chonst is Elend, is Elend“.

Zweite: „Wie lang, wie lang?“

Dritte: „Dis Lebe lang; dis Lebe lang“. Und das wird möglichst kläglich in Moll hergeleiert.

Ueberhaupt war bei dem gemächlichen, abgeschlossenen Zusammenleben noch Raum offen für das Persönlich, für die Eigenart bis zur Absonderlichkeit: Und an originellen Leuten hatte das alte Tegerschen keinen Mangel. Ach, dass damals ein Künstler mit Stift oder Pinsel sie für das Auge auch nur in Skizzen festgehalten hätte, das wäre kein übles Album von bodenständigen Typen geworden! Was wir an letzten Nachzüglern noch selber gesehen und beobachtet haben, kann eben nur in matten Umrissen dem farbenarmen Wort überantwortet werden.

Da erinnern wir uns einmal des Josef Anton Brubühler, eines kleinen protzigen Männekens. Weber seines Berufes, sah man ihn eigentlich nur Sonntags. Dann aber im

Staat! In einem über die Knie reichenden blauen Gehrock und der Dächlikappe. Der gemessene, wohl abgewogene Schritt wies auf Selbstbewertung hin. Spötter nannten ihn etwa „s’Gmendröfli“. Er liess selten eine Gemeindeversammlung ablaufen, ohne das Wort zu verlangen, sich in unangebrachtem Nichts zu ergehen, zu verwirren, bis er zu reden aufhörte, ohne eigentlich geschlossen zu haben.

Er hatte sich einige Zeit, weiss Gott wie, das Pöstchen erobert, in der Kirche nach vollendetem Gottesdienst die amtlichen Anzeigen verlesen zu dürfen. Dann war er auf der Höhe seiner Erfolge. Feierlich kam er zum Taufstein, häkelte die paar Bekanntmachungen hervor, sah sich die Gemeinde an und erhob sein Fistelstimmchen zu der einleitenden Vorbemerkung: „Ich gewärtige Ruh, und dört hine Tör zue“. Dann kam es: „Bekanntmachung“ usw.

Eines Tages spielte man ihm arg mit. Am Weg zu seinem Häuschen war an den Zaun ein Papierstreifen geheftet. Eine Hand zeigte vorwärts und darunter stand zu lesen: „Achtung! Weg nach Brubühlers Wohnung. Den Pferden ist alles Harnen und Stallen bei Strafe untersagt.“ Unnütz zu sagen, dass Brubühler nach den Pasquillanten fahndete und erst recht zum Besten gehalten wurde.

Brubühlers Gegenpart zählte zu den kleinsten Töchterchen Evas. Es war ein winziges Figürchen, das dem Geschlecht der Wichtelmenschlein entsprossen zu sein schien. Man nannte sie nur „s’Göfli“. Neben dem Spulen betrieb sie als besondere Liebhaberei ihr konfessionelles Bekenntnis zu wechseln. Getauft war sie zwar beim reformierten Pfarrer. Doch pflegte sie gelegentlich mit Gebetbüchlein und Rosenkranz bei den „Ihrersitige“ zur Kirche zu erscheinen, um bald darauf im weissen Häubchen mit Gesangbuch und Sträusschen sich den „Uesersitige“ beizugesellen. Nicht ungern ging sie nachts ihre Ausgänge zu besorgen. Da führte sie dann ein winziges Laternchen mit sich, das einem müden Irrlicht gleich mit ihr umherstrich.

Eines Abends war in ihrem Laternchen mitten auf der Wanderung das Döchtchen im Unschlitt versunken und erloschen, so dass sie sich im Dunkel forthelfen musste. Meine Mutter, damals in ihren Mädchenjahren stehend, begegnete dem Jüngferchen und wagte zu fragen: „Göfli, förchts der nöd, so im Donkle?“ Und sie, das dünne Stimmchen erhebend, erwiderte belehrend: „Wenn ich schon im Finstern wandle, ist der Heer mein Liecht“.

Die Auslese der Typen befand sich jedoch, wie etwa anderswo, unter der Jägersgilde. Dass man das Jagen noch nicht wie heute sportmässig und kostspielig betrieb, versteht sich von selbst. Einst liess sich bei unsern Jägern einer aus der Nachbarschaft zu Gaste laden. Er gestand ehrlich zu, vom Jagen wenig zu verstehen, obwohl er glaube, der Flinte Meister zu sein. Als es frühmorgens zum Anstand ging, gab ihm einer die nötige Anweisung. „Luog Sepp, s’ist chogen efach. Nimm do Poste und pass e chli uff. Und denn, wenn der d’Hönd öppis zujaged, muest halt schüsse.“ Sepp stellte sich dann auch breitpurig hin, und da längere Zeit alles ruhig blieb, zündete er seine Pfeife an und tubäckelte ein wenig. Da auf einmal schlugen die Hunde in nächster Nähe an und aus den Tannen bockten ein Hase und eine Häsin hervor. Sepp, ganz verblüfft, so unversehens überrumpelt zu werden, streckte Flinte und Pfeife in die Höhe. Die Hasen, nicht minder überrascht, den Sepp hier anzutreffen, schwenkten ab und waren fort. Als Sepp sein Pech kurz darüber einem Jagdgefährten klagen wollte, fragte dieser verwundert: „Jo, worom hest au nöd gschosse?“ Ueber dieser unvernünftigen Frage noch mehr verärgert, fuhr Sepp auf: „Jo der Tüfel au! Chast denn schüsse, wenn’s dether chönd wie zwä Poströsser!“

Ein anderer Typ war der alte Josef Anton Schweizer im Wolfensberg. Wer Washington Irvings „Rip van Winkle“ gelesen hat, weiss sich ihn vorzustellen. Wer ihn nicht gelesen hat, schlage daselbst nach.

Die Herbstjagd in unserer Gegend ist nicht mehr die nämliche, seit er uns fehlt. Das lange Rohr, die dünne Figur und sein Hundli bildeten ein ganzes für sich. Und wer einmal sein geuchzendes, gäcksendes Lachen gehört hatte, dem klang es noch lange in den Ohren nach. Mit der Benennung „der alt Schwizer“ dachte man zugleich an dessen unverwüstlichen Humor. Obwohl sein Gang unsicher, sein Auge trübe geworden war, blieb er dem Jagen treu. Das Patent hatte er nicht nötig zu lösen, weil er keinem Wild mehr etwas zu Leide tat. Hatte er sein Schöppllein hinter der Halsbinde versorgt, so war eigentlich sein Tagwerk getan. Dann kehrte er grundvergnügt nach Hause, um seiner Tochter zu berichten: „Lueg Marie, do hani ame Fochs drü Höörli aweg gschosse. Und drei Häse sind mer a de Bene vorbei; ken het ich chöne treffe, s'hend all chöne om d'Schitterbieg ome ranke. Juuu, gjäk, gjäk...“

Zu guter Letzt, als kaum zu erwarten war, dass Schweizer weiter den Freuden Nimrods huldigen werde, veranstalteten seine Jagdkollegen ein Jägermahl beim Hauptmann Gemperli zum Rössli. Schweizer sass als Alterspräsident oben an. Auf seine Kurzsichtigkeit bauend, sollte ihm zum Nach Tisch ein fröhlicher Streich gespielt werden. Auf Verabredung hin wurde eine prächtig aussehende Torte aufgetragen. Sie war aus frischem Schnee und Sägmehl so kunstgerecht fertiggestellt, dass niemand an ihr etwas auszusetzen hatte. Man praktizierte dem Präsidenten ein Stück auf seinen Teller. „Das mag de Schwizer,“ schmunzelte er. „Da goth no abe, wenn me mit em Biss e chli z'tue het.“ Alle halten an sich, wie er mit dem ersten Brocken hineinfährt und alles tunlichst wieder hinausbefördert. Das schallende Gelächter und sein jodelndes Gäck mischten sich. „Juuu, ihr hend mi übercho, ihr strohliche Dondere und seb hender, gjäk gjäk...“ Dann erst wurde die echte Torte aufgetragen und bis tief in die Nacht hinein vernahmen Gäste und Umwohner sein unnachahmliches Lachen.

Als Schweizer an sein Dasein den letzten Tribut gezahlt hatte, liessen es sich seine Jagdgenossen nicht nehmen, seine Ueberreste zu Grabe zu tragen. Sie durften hoffen, für diesen Beweis der Pietät bei der Abdankung eine besondere Anerkennung einzuheimsen. Da kamen sie jedoch schlimm an. Pfarrer Alois Meier, der des Amtes zu walten hatte, war schon über den Mangel an kirchlicher Gesinnung der Jäger, die im Jagdanzug ihrer Pflicht obgelegen hatten, wenig erbaut. Nachdem er schon das lebensfrohe Treiben des Verewigten keineswegs mit Bemerkungen verschont hatte, apostrophierte er die Trauernden mit erhöhter Stimme mit dem Passus: „Das war dieser Schweizer, und, (auf die Träger zeigend) und das sind seine Spiessgesellen, die ihn zu Grabe getragen haben!“

Ganz anders der Hanstome. Kurz gewachsen, untersetzt, breitspurig, ellenbogend dreintalpend. Mit dunkel polterndem Lachen bot er seine Spässe, gute und schlechte in steter Bereitschaft feil. Seine strotzenden Arme verrieten nicht, mit welchem Mindestmass an Arbeit er sich durchs Leben half. Sein bestes Stücklein leistete er, als er drunten im Kloster Glattburg sich verdungen hatte, gegen Kost und ein Stück Geld, Reiswellen zu hacken. Sein weit zurückgerolltes Hemd liess die strotzenden Armmuskeln, von der Sonne tief gebräunt, noch stärker hervortreten. So traf ihn die dienende Schwester, als sie ihm den „Znüni“ auftrug. Solche muskulösen Wecken hatte sie nie gesehen. Sie hielt sie für brandiges Geschwulst. „Widmer,“ hub sie an „Ihr hend doch gwöss Schmerze“. Er den Pfeffer sofort riechend: „Jo, wenn Ihr wüssted gueti

Schöster,“ und dann bog er den Arm so einwärts, dass die Muskeln am Oberarm prall hervortraten.

„Chan me do nüt defür tue,“ fragte sie mildherzig. „Mitteli gäb’s schon,“ sagte er ächzend, aber,... und dann rieb er Daumen und Zeigefinger auf seinen Mangel an Barmitteln anspielend. „Zom Bispiel, so öppe wäsche met e chli guetem Chriesiwasser...“ „Je, a dem fehlts nöd,“ bemerkt tröstend die gute Schwester. Sie eilt und bringt ein währschaftes Trinkglas voll.

Hanstome benetzt mit dem köstlichen Gebrannten seine Finger und reibt sorgfältig die prallen Muskeln. „Das chüelet, Schwöster, und lueget wie’s schlockt.“ Und die wackre Schwester, überglücklich, ein gutes Werk mit so wenig Mitteln erwirkt zu haben, verspricht nachzugießen, wenn das Glas leer werden sollte.

Das weitere errät jedermann. Sowie die Schwester weg war, goss Hanstome den Kirsch seine Gurgel hinunter. Die Hitze im Arm liess nach, als die Schwester nachgoss; der Brand im Kopf aber stellte sich bald ein. Hanstome wurde übermütig, johlte und sang Spottlieder, bis der Verwalter die Umstände erfahrend, den Hanswurst verabschiedete. „Dei bin i domm gsi,“ gab Hanstome selber zue, „seb Chriesiwasser hetti e chli besser sölle itäle“, und dann endet er seine Darstellung mit seinem halb bellenden, halb pustenden Gelächter.

Unter die originellen Köpfe gehört unbedingt Küfer Jakob Anton Hufenus. Ein kleiner, immer tätiger und umsichtiger Mann, der neben dem „Rössli“ der Kuferei oblag. Um witzige Einfälle war er nie verlegen; nicht ungern liess er sich mit den Jungen ein, welche, die Hände im Hosensack, ihn umstanden und seinem gewandten Treiben zuschauten, sich an seinen Schnurren ergötzen, sich aber auch etwa einen Bären aufbinden liessen. Gerade von einem solchen möchten wir berichten. Es wird um 1856 gewesen sein, als der Schule katholischer Konfession angesagt war, dass Herr Dekan Heinrich von Jonschwil demnächst eintreffen und eine Art von Religionsexamen abnehmen werde. Pfarrer Meier gab sich alle redliche Mühe, seine Schäflein auf den Tag vorzubereiten. Da wollte es der Zufall, dass mein Bruder und sein Kamerad, Eduard Helg, bei Küfer Hufenus vorbeigingen. „Sind ihr vorbereitet ufs Exame?“ fragt sie Hufenus. „Jo, so ziemli.“ „Chönnet ihr die acht Seligkeiten?“ „Jo,Jo.“ „Aber di nünt, chönd ihr di seb?“ Beide schauen ihn verdutzt an. „Loset Buebe, chönd do hinder s’Fass, i will sie eu säge, aber sägets keim, denn hend’ er d’Antwort allei“. Dann prägte er beiden einen Spruch ein, bis sie ihn sich gemerkt hatten.

Der Prüfungstag kam. Das Examen ging gut von statten. Dekan Heinrich war sichtlich befriedigt, als er anhub: „Und nun, Kinder, wisst ihr auch Spruch um Spruch die acht Seligkeiten?“ Die Hände hochhaltend, bezeugten sie ihr Wissen und die Antworten befriedigten abermals. „Weiss aber eines von euch,“ fragte er wieder, „welche weitere Seligpreisung noch etwa aufgezählt wird?“ Allseitiges Schweigen. Mein Bruder stupft inzwischen seinen Mitwissenden, Eduard Helg. „Sägs du“ ermuntert er ihn. Der streckt auf und erhält gleich das Wort: „Also sags recht laut und schön, Kleiner.“ Da kam heraus, was der Schalk hinterm Fass dem guten Eduard aufgebunden hatte: „Selig sind die Rüdige; sie mönd de Himmel met Chratze verdiene.“

Dekan Heinrich dreht sich auf dem Absatz, in ein helles Lachen ausbrechend. „Na,“ meinte er, „etwas mag dran sein; wer sein ganzes Leben zu kratzen hat, dem wird Gott wohl gnädig sein.“ Hierauf nannte er den richtigen Text., und das Examen kam zum guten Abschluss.

Jetz chont aber no de Senn im Berg obä, tackerlent jo wolle, gschsch, und seb denn scho!

Joseph Anton Senn von Mühlrüti, Weber seines Zeichens, war ein Typ für sich. Lang, hager, knochig, die Beine kniewärts eingebogen, kein Riese an Kraft, aber beherzt wie wenige. Wie er einmal draussen im Voralberg Nachtquartier bezog, mitten aus dem Schlaf zu Hilfe gerufen, zwei gefährlichen Einbrechern die Wege wies, sie, mit einem abgeknallten Stuhlbein bewehrt und vom Mondschein begünstigt, weithin über die Felder verfolgte, unter Kraftausdrücken, die kein Wörterbuch kennt, das Heldenstück dürfte füglich in Ariosts „Rasendem Roland“ stehen!

Als es anno 1856 des Neuenburgerhandels wegen zu brenzeln begann und auch durchs Toggenburg der Landsturm sich zu waffnen Befehl erhielt, erschien Senn, mit einer ungefügten „Stockhaue“ bewehrt, in Flawil zur Inspizierung.

„Denkt Ihr, Senn, mit Euerem Werkzeug Schanzen auszugraben?“ fragte ihn ein Offizier. „Nei, i ha gmänt, es wär bi Gost schlemm, chönd i nöd met der Haue a so me strohliche Prüss de Grind ischlo.“

Einmal, die Tegerscher feierten ihren Jahrmarkt, Senn aber war in seinem Webkeller geblieben, beobachtete er einen unheimlichen Gesellen, wie er heranschlich. Er hatte, wie sich nachträglich herausstellte, im Chalberstadel und im Wald Diebstähle verbrochen und wollte es auch bei uns in der Weid, wo Senn damals zu Hause war, versuchen. Der reisst das Kellerfenster auf und apostrophiert den Gauner: „Se no, du lange Latschi, was hest du do ome z' spioniere und uszlüsterle, i män i will der forthelfe!“ Bis Senn, aus dem Keller herausbrechend, zum Angriff vorgehen wollte, war der unsaubere Kerl auf und davon.

Am Sonntag kam Senn ein Jass gelegen. Ich sehe ihn noch in den breiten Schuhen, die Pfeife rauchend, die Dächlikappe überm Kopf, zu uns walzen. Beim Spiel war er Aug und Ohr, Hand und Maul. Gute Stiche begleitete er mit einem scharfen „Gsch!“ Er hatte nur die Schwäche, lieber zu gewinnen, als ein Büessli“ ums andere einzusetzen. War das Spiel ihm ganz zuwider, so regte er sich mächtig auf. Einmal, er verfügte über Bauer und drei Trümpfe, blieb er wieder im Nachteil. Da fuhr er auf: „Gschesch..... takerlent und nonemol. Vier Trümpf ond wider nöd zoge, met dene samm und sämmliche Charte, ond wenn i de Bur nöd gha het, wär i no in Sack cho, gschesch!“

Ohne vom Philosophen Baruch Spinoza auch nur den Namen gehört zu haben, trat er ein für dessen tiefsinnigen Satz: „Was ist, ist.“ Musste Senn etwas zugeben, so erklärte er begütigend; „Was denn n' ist, so n' ist.“

Auf der Höhe sah man ihn, wenn er sich bei Herrn Gemeindrat Baumann zum Heuen oder Emden einstellen durfte. Dann war Senn geräuschvoll und sprach dem Wein begierig zu. „Und seb denn scho, Herr Gmändrot, am liebste gon'i of de Stock, me n'ist e chli noch bim Chruieg zue.“

In seinen letzten Jahren machte er sich verdient als Leichenträger, besonders wo nach der Beerdigung ein „Lichenmöhli“ ins Aussicht stand. Dann war er auf seinem Heimweg auf den Verstorbenen gut zu sprechen: "Woll, woll, s'ist en leiige Ma gsi. Mer händ en no ghörig verschwellet.“

Nur bei einem Namen legt sich ein trüber Schatten auf unsere Erinnerung. Unter den Dorfsassen sah man zuweilen von der Steinegg her einen Mann auftauchen, dessen Gebahren von dem anderer abstach. Etwas auffällig angezogen, gesenkten Blickes kam er daher. Bei niemandem hielt er sich auf zu vertraulichem Geplauder oder zum Austausch von Neuigkeiten. Sein hastender Gang, sein ganzes Benehmen verrieten ein verschüchtertes Wesen. Seinen wirklichen Namen habe ich erst spät erfahren.

Johannes Grob hiess er und soll als bildhübscher Bursche mit frischroten Wangen und krausem Haar sich ausgezeichnet haben, als er 1847 mit seinen Kameraden für den

Sonderbundfeldzug sich stellte. Die Kompagnie, in welcher er diente, war einige Tage einquartiert auf Bauerngehöften der innern Schweiz. An reichlicher Atzung scheint kein Mangel gewesen zu sein. Grob aber und einige andere waren einlogiert bei einem reichen Knauser. Da fiel es ihnen ein, beim Wegzug aus der Speckkammer einige Stücke mitlaufen zu lassen. Hierauf legte der Filz Klage ein, und die Hauptleute ordneten strenge Untersuchung an. Die Kameraden Grobs erhielten von dem, was bevorstand rechtzeitig Wind und handelten danach. Unser Pechvogel Grob blieb ungewarnt beim Untersuch hangen. Zu ehrlich sein Vergehen zu leugnen, zu stolz seine Kameraden mit hineinzuziehen, stand er da als der böswillige Delinquent. Es erfolgte das, was so oft zu Unrecht geschieht. Die Anstifter und Hauptschuldigen wussten sich aus der Schlinge zu ziehen und lachten in ihr Fäustchen. Das Militärgericht aber traf den, welchen es habhaft machen konnte und da man überdies ein Exempel statuieren wollte, kam's um so schlimmer. Die Strafen, die Grob traf, waren unverdient, grausam, entehrend. Bei Nacht und Nebel schlich sich der Arme an unser Dorf heran und verkroch sich in seinem elterlichen Haus. Wochenlang hielt er sich verborgen, bis er schüchtern sich wieder zu zeigen wagte. Aber der Flecken, der seinem Namen anhaftete! Zu unlustig und wohl auch zu eigensinnig, auszuwandern und durch Jahre der Abwesenheit Gras über die Geschichte wachsen zu lassen, blieb er zu Hause. Die aus dem Felde heimkehrenden Kameraden plauderten, was sich mit Grob ereignet hatte, aus übertrieben und entstellten wohl auch. Von den Ohren kam die Sache in lose Mäuler. Wenn nun gar Leichtsinn und Bosheit sich paaren, heissen ihre ungeratenen Nachkommen Spott und Schadenfreude. Irgend so ein Fink hatte es richtig heraus, man könnte den Taufnamen Grobs in „Speckhännles“ verhunzen; da war die Teufelei losgelassen und bekam Flügel. Was half es Grob, dass er sich redlich, arbeitsam, eingezogen zeigte, dass wiederholtermassen die Behörde für seinen unbescholtenen Ruf einstand? Er war ein geächteter Mann. Der widrige „Schlötterlig“, der ausgeheckt worden war, blieb ihm so anhaften, dass sein bürgerlicher Name fast in Vergessenheit geriet. In meinen Knabenjahren hat besonders so ein frecher Dorfschlingel mit ausgesuchter Bosheit den verschüchterten Johannes Grob verfolgt und, wo er sich zeigte, mit dem Spottnamen belegt. Damals und später habe ich den wahren Sachverhalt und das grausame Schicksal des verhetzten Mannes erfahren. Ich glaube, einen Akt sühnender Gerechtigkeit zu begehen, wenn ich an dieser Stelle seinen Namen rufe und auf sein Grab einen Ehrenzweig niederlege. Ungern verlässt, wer in jene Tage sich zurückerinnert, das beschauliche Stilleben. Doch reisst eben der Wandel der Dinge den Beschauer mit sich.

2. Im Zeichen der Stickmaschine

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzieht sich ein Prozess, der Staaten und Völker ergreift. Man ist versucht, ihn als eine Art Demokratisierung der europäischen Gesellschaft zu bezeichnen. Unser Schweizerland tat den ersten entscheidenden Schritt. Es hatte 1848, während Europa von Revolutionsstürmen erschüttert wurde, seine neue Verfassung glücklich unter Dach gebracht, den Bund den Lokalinteressen gegenüber gefestigt, dem Schweizer kostbare Freiheiten gesichert. Handel und Verkehr kamen unter Aufsicht des Bundes, Mass und Gewicht wurden einheitlich, das neue Geld kam nach 1850 in Umlauf. Ein frischer Zug des Unternehmungsgeistes begleitete diese Fortschritte. Standen damals gerade Stadt und Land unseres Kantons an der Spitze der

Bewegung, so sollte unser Dorf diesmal zu den ersten zählen, die das Neue zu erfassen und zu verwerten verstanden.

Westlich von dem Hause, wo heute Herr Gemeindammann Wellauer wohnt, befindet sich ein Anbau, in welchem es zu Anfang der vierziger Jahre gar geheimnisvoll zu und her ging. Die erste Stickmaschine funktionierte dort (1842-48). Sie war aus der Firma Ebinger hervorgegangen und als eine von vieren Herrn Heinrich Giger schon 1839 zur Verfügung gestellt, aber erst allmählich montiert worden. Bald hernach versuchte der unternehmende Herr Grob-Raschle auf der Steinegg (1854) ebenfalls mit Hilfe von Stickmaschinen zu arbeiten, und 1855 erstellten die Gebrüder Giger sogar die kleine Stickfabrik neben dem Gasthaus zum Schäfli. Die Ware wurde als verbesserte Plattsticharbeit in den Handel gebracht und fand in Amerika vorteilhaften Absatz. Es wäre nun mehr als verlockend, den raschen Aufschwung dieses neuen Industriezweiges, der ausser dem St. Galler Land auch weite Gebiete der Kantone Appenzell und Thurgau ergriff, im einzelnen zu verfolgen. Halten wir jedoch den Blick auf unser Dorf gerichtet, wo die „Stickerei“ wie man sie kurzweg nannte, wie kaum irgendwo in stärkstem Mass sich festsetzte und ausbreitete. Eine Firma nach der andern wandte sich dem neuen Erwerbszweig zu. Fabriken entstanden, die Zahl der Maschinen wuchs, die Bevölkerung wurde in deren Bann gezogen.

Und ein tiefergehender Umwandlungsprozess, welcher mit der Stickereiindustrie in engster Wechselwirkung stand, liess nicht lange auf sich warten. Hatte der Webstuhl in der Regel den Tätigkeitskreis auf eine einzige Arbeitskraft beschränkt, so erforderte die Stickmaschine notwendigerweise die Zusammenarbeit mehrerer Arbeitskräfte. Sticker, Fädlerin, Nadelgräder, Stickmeister sahen sich darauf angewiesen, Hand in Hand zu wirken. Auch der Lohn für geleistete Arbeit tat seine Wirkung. Er war, da er auf 100 Stiche berechnet wurde, dem Erwerbtrieb in anschaulicher Form nahe gerückt. Bei gesteigerter und verlängerter Arbeit verhiess er dem Sticker und der Fädlerin erhöhte Einnahmen. Und wenn die beiden, ihre Fertigkeiten vervollkommend, sich in die Hände arbeiteten, drängte sich ihnen die Berechnung auf, dass sie bei Zusammenlegung des Tages- und Wochenlohnes noch besser bestehen würden. Was lag da näher als häufige eheliche Verbindungen unter ihnen. Auf diese Erscheinung bauend, machten die Maschinenfabriken bald genug dem Einzelsticker günstige Angebote, sich eine eigene Maschine zu erwerben, um abermals sein Einkommen sich vermehren zu sehen. Und unmittelbar sah sich die Bautätigkeit vor eine neue, nicht eben schwere Aufgabe gestellt. Manche werden sich noch lebhaft erinnern, wie unsere Baumeister Berlinger, Hofstetter und andere auf einmal alle Hände voll zu tun erhielten. Was forderte man von ihnen? Vor allem andern die Ermöglichung, eine oder zwei Maschinen für den Hausbetrieb unterbringen zu können. Da erstellten unsere Baumeister jene Ein- und Zweifamilienhäuschen zu scheinbar billigen Preisen, aber von leichtgebauter, magerer Gleichförmigkeit. Oder sie verunstalteten gar unseren heimeligen, der Landschaft angepassten Toggenburgerstil, indem sie aus den bestehenden Häusern die Webkeller ausräumten, um für Maschinen Raum zu erzwingen oder zum ärgsten greifend, dem Haus einen Anbau anklebten, der es oft wie der Kropf den Hals verunstaltete. Freilich bedeuten diese Anfänge einen frischzügigen Aufstieg, der gewiss etwas Bestechendes an sich hatte. Pulsierte doch im gesamten Gemeindehaushalt ein reges Leben Seit etwa 1860 begann, besonders durch Zuwanderung, ein rasches Anwachsen der Bevölkerung, gleichzeitig auch ein bemerkenswerter Aufstieg des Wohlstandes. Zählte das steuerbare Vermögen 1858 erst 1'634'000 Franken, so stieg es bis 1866 auf 2'700'000 Franken. Ein gemeinderätlicher Bericht an die Regierung meldet 1865, dass

die Bauerngüter durchgängig 20 Jucharten, das sind 720 Aren, wohlarrondierten Landes aufwiesen und bei Handänderungen keineswegs zerrissen würden. Und der Kommunalbericht für 1866 rühmt den blühenden Wohlstand und die gute Verwaltung der Gemeinde. Im Jahre 1869 zählt das Dorf 171 Firste, d.h. 106 Firste mehr als vor dem Brand. Der Assekuranzwert wird auf 868'550 Franken angegeben. Auf den guten Geist im Gemeindeleben sollten auch damals wieder gesellschaftliche Vereinigungen ihren initiativen Antrieb geltend machen. Wir erinnern uns noch jener Privatgesellschaft, der es trotz erfreulicher Anfänge nicht vergönnt sein sollte, das Jahr 1842 zu überdauern. Nur der sogenannten „Korngesellschaft“ war es möglich gewesen, ihre bescheidene Existenz bis zu Anfang des Jahres 1861 zu behaupten.

Inzwischen aber hatte der frische Zug der Zeit einer neuen Schöpfung gerufen. Am 8. November 1860 fand sich eine Vereinigung von Männern zusammen mit der bestimmten Absicht, einen Verein zu gemeinsamem Wirken neu ins Leben zu rufen. Denn die Initianten, unter denen uns wieder an der Spitze Dr. med. Landis begegnet, knüpften ausdrücklich an jene 1835 gegründete Privatgesellschaft an. In der erneuten Gestalt stellte sich die Verbindung, die bald den Namen „Donnerstagsgesellschaft“ annahm, auf paritätischen Boden, indem sie, wie die Statuten sich ausdrücken, jedem „unbescholtenen Mann“ den Zutritt gewährte. Ihrem Tätigkeitskreis verschaffte sie den weitesten Spielraum. Gegenseitige Berührung und Belehrung bildeten den breiten Rahmen der Zusammenkünfte. Da begegnet man unter den Traktanden ganzen Reihen historischer und naturwissenschaftlicher Gebiete, Vorträgen über neueste Erscheinungen in der Technik, über Fragen der Erziehung. Häufig werden kantonale und eidgenössische Gesetzesvorlagen in Diskussion gezogen. Im Mittelpunkt des Interesses stehen jedoch auch in der Donnerstagsgesellschaft alle obschwebenden Angelegenheiten des kommunalen Lebens

Wir fürchten nicht, zu breit zu werden, wenn wir einiger Anregungen gedenken, welche aus dem Schoosse der Gesellschaft fruchtbringend in die Oeffentlichkeit übergegangen sind.

An die Spitze erlauben wir uns die Initiative zur Gründung einer Realschule zu stellen. Nun war man zum voraus darauf gefasst, dass die neue Anstalt auf Vorurteile stossen werde, dass manche einer solchen „Herrenschule“ abgeneigt seine würden.

Deshalb ging man klugerweise so vor, dass ein Aktionärsverband die nötigen Summen zeichnete, um Betrieb und Risiko zu bestreiten, und so konnte die Schule mit dem 31. März 1864 ins Leben gerufen werden. Im alten katholischen Schulhaus musste sie vorerst in engem Raum Unterkunft suchen. Wie knüpfen sich da eigene Erinnerungen an die Neugründung! Da empfahl unser Lehrer J. Ant. Wild uns Primarschülern, nun etwas ruhiger die Stiegen auf und ab zu gehen, um die Realschule nicht zu stören! War es uns gar vergönnt, durch die geöffnete Türe Reibretter, physikalische Apparate und dergleichen zu erblicken, oder trat etwa Herr Reallehrer Ehrat mit rotem Bart und blitzender Brille heraus, dann erfasste uns Drittklässler ein gewaltiger Respekt vor den "Wissenschaften", so da drinnen gelehrt wurden. Bald aber hiess es, man werde ihr anderweitig grössere Räumlichkeiten beschaffen müssen. Und wirklich war es die evangelische Schulgemeinde, welche, tief in den Sack greifend, einen neuen Doppelbau auführte, der im Sept. 1866 als Primarschulhaus inauguriert wurde, während das alte Schulgebäude, welches heute als öffentliches Leselokal dient, an die Realschule abgetreten wurde.

Unter den Verhandlungsgegenständen der Gesellschaft nahmen auch Fragen des Verkehrslebens einen breiten Raum ein. Nicht als ob eine Bereicherung der

Verkehrsmittel lauter Wohlgefallen erregt hätte. Es gab ruhselige Leute im Dorf, die nicht einsehen wollten, welchen Segen es bringe, rascher als die gewöhnlichen Zwei- und Vierbeiner sich zu bewegen. Als z.B. zu Anfang der Sechziger Jahre die ersten Schlittschuhe in Gebrauch kamen und das altherwürdige "Gaisschlittlein" weit überholten, da wurde es einem Mütterchen an der Mühlegass zu bunt. Als Schmied Strässli Fritz auf den Schlittschuhen nur so vorbeiwetterte, schrie sie entsetzt, die Hände ringend: "Der tusig hondert und s'Gotts Wille, Bueb, was hest du für ä Gangwerch a de Füess?"

Aber die Dinge gingen ihren Lauf. Kam 1854 der erste Postwagen durch Degersheim gefahren, um nun täglich nach Brunnadern einerseits, nach St. Gallen andererseits Anschluss zu finden, so übertraf nur zwei Jahre später ein weit bedeutsameres Ereignis das kaum erlebte: die Station Flawil begrüßte den ersten Eisenbahnzug der neuerstellten Linie Winterthur-St. Gallen. Nun durfte auch der geplagte Briefträger Wirth, der täglich Briefe, Pakete und Zeitungen von Flawil herschleppen und Maggenau und Degersheim zu besorgen hatte, hoffen, einige Erleichterung zu finden. Aber erst 1861, als Postmeister Lenggenhager nachwies, dass das Postamt Degersheim jährlich 25-30'000 Briefe, Tausende von Paketen besorge und 121 Zeitungsabonnenten bediene, liess sich die Postdirektion herbei, regelrechte Postkurse Flawil-Degersheim zuzulassen. Dann nahm der Ausbau der Verkehrsmittel einen beschleunigten Verlauf. Anno 1866 war die Erstellung der Toggenburgerbahn bereits beschlossene Sache, worauf Degersheim sofort (1868) die Ausdehnung der Postkurse bis Bütschwil durchsetzte. Kurz darauf erhielt unser Dorf, 1868, die erste Telegraphenstation; der elektrische Strom verband uns fortan mit den weitesten Fernen!

Und eben war den Entfaltungsmöglichkeiten ein anderweitiger Markstein gesetzt worden: Auf das Jahr 1867 zurück datiert die Gründung der hiesigen Ersparnisanstalt. Sind Grossbanken gleichsam Barometer für den öffentlichen Kredit, so bieten Sparkassen den Massstab für den Grad des Wohlstandes; sie kräftigen den Sparsinn im kleinen. Es wird uns später Gelegenheit geboten werden, auf die Entwicklung dieses wohlthätigen Institutes hinzuweisen. Schliesst doch das Dezennium, von dem wir eben sprechen mit einer für Degersheim höchst erwähnenswerten Errungenschaft ab. Im Frühjahr 1868 beschloss nämlich die Donnerstagsgesellschaft, zur fünfzigjährigen Erinnerung an den Dorfbrand eine bescheidene Gedenkfeier zu veranstalten. Man empfand jedoch weniger das Bedürfnis sich über die seit jener Katastrophe erfolgte Entfaltung des Dorfes festlich zu ergehen, als vielmehr durch eine gemeinnützige Stiftung den Dankgefühlen Ausdruck zu verleihen. Nach mancherlei Anregungen blieb man bei dem Vorschlag stehen, dahin zu wirken, dass die hiesige Realschule, bisher Privatunternehmen, von der gesamten Gemeinde adoptiert werden möge. Der Gedanke fand vollen Anklang; denn schon am 30. Oktober 1869 wurde sie durch kommunalen Beschluss zur paritätischen Schulanstalt erhoben. Ergreift uns nicht heute wieder ein Gefühl des Wohlgefallens an dieser Verwirklichung ehrender Gesinnung? In trübem Rauch und wirren Feuersgluten war einst unser Dorf aufgegangen. Jetzt gab man sich das Wort ein spätes Lämpchen aufzustellen, dass es lustig leuchte und jeden stets daran gemahne, dass gemeinnütziger Opfersinn die Flamme ist, die alles verschönt und erhellt!

Mit dem denkwürdigen Jahr 1868, welches einem Rückblick auf die seit dem Dorfbrand erfolgte Entwicklung geeignete Gelegenheit bot, bricht eine Periode vielseitigen Fortschrittes an. Sie kennzeichnet sich schon äusserlich durch eine Reihe von Gründungen gemeinnütziger Art. Nicht genug, dass das wohlthätig wirkende Institut der

Ersparnisanstalt ins Leben gerufen und die hiesige Realschule zur paritätischen Schulanstalt erhoben worden war. Zwei andere Schöpfungen entsprangen nicht minder dem Gemeinsinn jener Tage. Einmal um gerade im Hinblick auf eine erneute Feuersgefahr der Grösse eines solchen Uebels bei Zeiten zu steuern, wurde durch den Ausbau der Feuerwehr 1868 ein ständiges Rettungskorps geschaffen. Desgleichen nahm man, um der häuslichen Erziehung hilfreich an die Seite zu treten, die Gründung eines Kindergartens in Aussicht, ein Unternehmen, das freilich erst später lebenskräftig werden sollte. Nicht minder regsam zeigte sich das Vereinsleben. Neben der früher erwähnten Schützengesellschaft und einem Leseverein hatte sich schon 1840 ein Gesangsverein gebildet, der sich 1862 den Namen "Harmonie" beilegte. Im folgenden Jahr 1863 tat sich als einer der ältesten im Kanton ein Turnverein zusammen. Die junge Verbindung sah sich von Anfang an dadurch ganz wesentlich gefördert, dass ihr Herr Heinrich Giger für die gymnastischen Uebungen östlich von seinem Wohnhaus ein Grundstück zur Verfügung stellte. Bis heute sind diese verschiedenen Vereinigungen der Mittelpunkt des geselligen Lebens im Dorfe geblieben.

3. Im Bann der Stickereiindustrie

Dem Wandel des täglichen Lebens jedoch gab nichts so sehr das Gepräge als die früher erwähnte Stickereiindustrie. Eben mit 1868 setzte jene Reihe von Jahren ein, welche den industriellen Betrieben einen nie gesehenen Aufschwung verleihen sollte. Die uns umgebenden Grossstaaten, Amerika, der Orient übertrafen sich an Aufnahmefähigkeit von Stickereiartikeln. Im ursächlichen Zusammenhang hiermit stand die lebhaftere Nachfrage nach Stickmaschinen und die Gründung immer neuer mechanischer Werkstätten zu deren Herstellung. Die numerische Zunahme zählt jährlich nach Tausenden, welche die Firmen St. Georgen, Burckhardt, Martini, Benninger und andere zu liefern hatten; neue Fabriken erstanden über Nacht zu Dutzenden. An die Namen Giger, Grob, Kuhn schliessen sich der Reihe nach die Namen Meyer, Hartmann, Grauer und Hufenus an. Und was die Zahlen uns melden! Zählte Degersheim 1865 erst 36 Maschinen, so waren es 1872 deren schon 336, 1876 bereits 383 und 1880 gar 407; auf je fünf bis sechs Einwohner also eine Stickmaschine; alles wandte sich dem neuen Erwerbszweig zu; er zählte 1880 rund 900 Arbeitskräfte. Diese Veränderung der Tätigkeit mochte zum Teil verursacht sein durch die Ungunst der Missjahre, gegen welche die Landwirtschaft zu kämpfen hatte, weit mehr jedoch lockten die Lohnbedingungen, welche die Stickerei anzubieten vermochte. Gar leicht sah der tätige Sticker seine Bareinnahmen wachsen, und wer sich des Sparens befliss, kam zu etwas. Ein einziger Hinweis auf die Abschlüsse unserer Ersparnisanstalt sagt hierin genug. Im Jahr 1867 notierte die Kasse erst 100 Einleger mit einem Guthaben von rund 25'000 Franken; zehn Jahre später, 1877, sind es 762 Einleger mit einem Guthaben von 449'000 Franken. Hierbei ist der Summen nicht gedacht, welche zur Amortisation von Neu-, Umbauten und Maschinen abgingen. Auch an dieser Stelle möge eine Angabe, um durch Häufung von Zahlen nicht zu ermüden, für vieles weitere sprechen: Bei der Volkszählung von 1860 hatte unsere Gemeinde 294 Wohnhäuser aufzuweisen, 1880 waren es 438; der Zuwachs betrug also 144. Doch beziehen sich die eben angeführten Angaben im Grunde genommen auf Aeusserlichkeiten. Diesen stehen Begleiterscheinungen zu Seite von weit tieferer Bedeutung. Sie zu erfassen und richtig einzustellen, hält ungleich schwieriger. Wagen wir immerhin ihnen nachzuforschen:

Wir haben weiter oben einen Versuch gemacht, den Rückwirkungen des Webstuhles auf die sozialen Verhältnisse nachzugehen. Halten wir nun Umschau im Zeichen der Stickereiindustrie. Da begegnet denn dem Beobachter auf Schritt und Tritt ein tief eingreifender Wandel der Dinge. Die Tatsache kommt zum Bewusstsein, dass die Maschine, ganz allgemein gesprochen, nach verschiedener Richtung zwingende Einflüsse im Gefolge hat. Nicht zu bezweifeln ist einmal, dass sie auf die Fähigkeit der Menschen einen anregenden und wohl auch erregenden Anstoss bewirkt. Sie, aus der gesteigerten Schöpferkraft des Erfinders hervorgegangen und in den Dienst unseres Tätigkeitstriebes gestellt, wirkt unbedingt volksbildend. Der einzelne wird unmittelbar in das Getriebe der Zusammenarbeit hineingezogen. Der weitschichtige Vorgang der Zusammenfassung, Gliederung und Teilung der Arbeit tritt greifbar an ihn heran, und zwar kaum irgendwo mehr als auf dem Gebiet der Stickerei. Arbeiter, Gehilfen, Angestellte, Zeichner, Fabrikant, Kaufmann geraten in enge Fühlung zueinander. Immer neue Industriezweige verwandter Art gelangen zur Stickerei in Beziehungen. Eine Eingrenzung der Einzugsgebiete zeigt sich kaum; und wie der in das Wasser geworfene Stein die erzeugten Wellen in kreisförmige Bewegung versetzt, so geht, was mit Hilfe der Maschine geschaffen wird, in alle Welt hinaus. Bis auf den letzten Mitarbeiter musste es zurückwirken, wenn er lesen konnte, wie auf der Weltausstellung in Paris (1867), Wien (1874), Philadelphia (1876), die St. Galler Stickereien allgemeines Aufsehen erregten. Und musste es den Zeichner nicht schmeichelhaft berühren zu erfahren, dass dies und jenes Muster, welches er entworfen hatte, im Gesellschaftszimmer einer Weltstadt die bewundernden Blicke der Damenwelt auf sich gezogen habe? Unvermerkt nehmen die Gedanken den weitesten Spielraum in Beschlag, und der Ideenkreis eines Bergdorfes erhält einen Abglanz kosmopolitischer Färbung.

Aber auch die praktische Seite des Lebens erhält ein verändertes Gepräge. Was sich um den Einzelnen abspielt, nötigt ihn zu rechnen und zu wägen. Auch der Weber an seinem Webstuhl tat es. Aber das Rechnen ist für den Sticker verwickelter geworden. Da ergeht er sich etwa in folgenden Gedankengängen: beim Fabrikanten in seiner Fabrik verdiene ich so und so viel. Und wie viel dann, wenn ich ein Häuschen mit Maschine erwerbe oder in mein bereits übernommenes Haus einen Stickstuhl stelle? Kommen andere damit auf einen grünen Zweig, warum ich nicht auch? Und die Maschinenfirmen unterbieten sich gegenseitig, um dem Sticker vorteilhafte Offerten zu unterbreiten. Stand der Preis einer Maschine um 1870 auf 3000 Franken, so fiel er durch Unterangebote bis 1885 auf 1700 Franken hinunter. Der Sticker tut den Sprung, und nun gilt es abzuzahlen, und da die Arbeitszeit für den Einzelsticker uneingeschränkt ist, erborgt man sich vom frühen Morgen und späten Abend Stunden und treibt drauf los, 12, 14 und mehr Stunden. Ich habe einen Fall in Erinnerung, dass ein Sticker, um Umbauten und Maschine rascher abzuzahlen, einen langen Winter hindurch jede zweite Nacht durchstickte! Nun wird man den Umschwung der Dinge, den wir kurz erwähnen müssen, besser und leichter begreifen. Die Stickerei ist im Begriff, Hausindustrie zu werden. Diese tritt in steigendem Mass in Wettbewerb mit der Fabrikindustrie. Auch hierin sprechen Zahlen eine beredtere Sprache als Worte.

Degersheim zählt 1872 erst 91, 1876 schon 153 und 1880 sogar 218 Einzelsticker. Der fabrikmässige Betrieb dagegen steigt in den eben genannten Jahren nur wenig. Das Ueberhandnehmen der Einzelsticker zeitigt aber noch eine weitere Erscheinung. Seit etwa 1875 schiebt sich als Mittelsperson zwischen Kaufmann und Haussticker der Fergger hinein. Unnötig, dass der Einzelsticker nach Herisau, St. Gallen usw. zu gehen

oder zu liefern braucht; der Fergger besorgt gegen eine bestimmte Entschädigung auf 100 Stich den Zwischendienst. Immer mehr zieht so die Stickerei alle Kreise in ihren unmittelbaren Bann. So sehr sich damit ein Bild entrollt, welches auf den ersten Blick nach seiner materiellen Seite hin ein glänzendes zu sein scheint, es zeigt dem aufmerksamen Beobachter seine bedenkliche Kehrseite. Da verbrachten Sticker und Fädlerin, Erwachsene und Kinder täglich 12 und mehr Stunden im Sticklokal. Zur Sommerszeit mochte die Sache hingehen; im Winter jedoch wurden die Nachteile solcher Arbeitsweise fühlbar genug. Mangelhafte Heizvorrichtungen und Petrollampe taten das ihrige. Bedienten Mann und Frau zu Haus ihre eigene Maschine, so kam die Sache nicht etwa besser. Gerade diejenigen, welche sparsam und umsichtig die guten Jährchen ausnutzen wollten, um auf einen grünen Zweig zu kommen, taten dies nur zu häufig auf Kosten der Hausführung, des täglichen Unterhaltes und der Kindererziehung. Poetisch angehauchte Landschaftsbummler ergehen sich so gern in schönen Worten über das "Aufblühen" von Städten und Dörfern, infolge industrieller Entfaltung. Aber dieses Aufblühen ist kaum wörtlich zu nehmen. Der numerische Zuwachs an Bevölkerung, Miethäusern und Fabriken ist oft für einen Ort eine zweifelhafte Bescherung. An die Seite einer altangesessenen, soliden Einwohnerschaft drängt sich nicht ungern ein leichtlebiger Proletariat, das von der Hand in den Mund lebt und die gesunden Gewohnheiten des herkömmlichen Lebens mit Leichtsinne durchwuchert. Das familiäre Zusammensein wird ihm zu eng; im Chor Radau machen behagt besser. So etwas erlebten auch wir. Neueröffnete Wirtschaften und allerlei Festivitäten entlockten nebst mannigfachen Anlässen dem Arbeiter einen grossen Teil seines Wochenlohnes. Man durchgehe die konferenziellen Verhandlungen von Lehrern, Geistlichen, Aerzten, und man ist über die Schäden, die sich merkbar zu machen begannen, nicht eben erbaut. Es liegt von einem Volkswirtschaftler über die sozialen Verhältnisse der Stickereibevölkerung unseres Landes für die Jahre 1850-90 eine umfassende Untersuchung vor, welche als höchst beachtenswert bezeichnet werden muss. Der Verfasser, der seine Beobachtungen vornehmlich im Rheintal und Vorarlberg anstellte, bedauert im Hinblick auf die Stickereifamilien die rasche Zunahme der Wirtschaften und des Alkoholgenusses, die Unzufriedenheit vieler Arbeiter und ihre Neigung zu anarchistischen Anschauungen, die mangelhafte Ernährung, den Rückgang der Lebensdauer der Erwachsenen und eine hohe Sterblichkeit der Kinder im zarten Alter. Wir möchten an dieser Stelle einer verwandten Beobachtung Raum gewähren, einer Beobachtung, die sich auf unsere Gegend bezieht. Aus meinen Knabenjahren erinnere ich mich, auf allen Bauerngütern das Ackerfeld bemerkt zu haben. An Hafer und Korn hatte jeder Bauernhof sein Teil. In einer der umliegenden Mühlen liess man die Frucht mahlen, und so war an währschafter Kost kein Mangel. Mit dem Einzug der Industrie wurde das anders. Alles strömte den Fabriken zu. In den Siebenziger Jahren vernehmen wir bereits Klagen des Gewerbe- und Bauernstandes über empfindlichen Mangel an Arbeitskräften. Und der Preisrückgang des ausländischen Getreides tat das übrige. Der Bauer ging über zur Graswirtschaft; in den Mühlen ringsum zu Lande wurde es still; statt ihrer kamen die Käsereien auf, und die köstlichen Milchprodukte begannen um klingendes Geld ins Ausland ausgeführt zu werden. Im Kleinverkauf aber stieg die Milch im Preis. Das Milchgefäss im Haushalt der Stickerfamilie wurde schwächtiger, die Kaffeekanne machte sich breiter. Der Kaffee, einst seltene luxuriöse Beigabe bei Festlichkeiten gutsituierter Kreise, erschien, mit Surrogaten gemengt, täglich auf dem Tisch. "Drü mol Rügelwasser im Tag", so lautete der Spott für solche ärmliche Ernährung.

Nicht als ob wir nun durch unsere Darstellung der Schwarzseherei Tür und Tor öffnen möchten. Auch blieb unser Ort, einige Auswüchse zugegeben, doch im grossen und ganzen von den obengenannten Schäden bewahrt, und mit dem Wachstum des Dorfes ging mancher Fortschritt im Gefolge. Denn so lange Unternehmungsgeist und Arbeitsfreude, Sparsinn und häusliches Wesen die Oberhand behaupten, braucht uns nicht gleich bange zu werden. Auch das öffentliche Leben der Siebenziger Jahre war erfüllt von Impulsen der mächtigsten Art. Die eidgenössische Verfassungsrevision mit ihren liberalen Postulaten erregte das tägliche Leben. Zwar hatte ein ernster Versuch, 1872, für welchen sich Degersheim sogar mit einer (5. Mai 1872) Volksversammlung ins Zeug legte und auf sie stolz war, keinen Erfolg. Mit um so mehr Schneid erfolgte die Annahme der Revisionsvorlage von 1874. Die Rückwirkungen dieser allgemeinen Vorwärtsbewegung machten sich bis in die entlegenen Dörfer hinaus fühlbar. So auch in unserer Gemeinde. Den Reigen veränderten Verhältnissen sich anzupassen, eröffnete die hiesige Gesellschaft der Feldschützen. Da der alte Schiessplatz nördlich vom Oberdorf bald anderen Zwecken zudienen sollte, wurde er im Oktober 1870 nach einem gelungenen Endschiessen, welches Scheibenzeiger Brunner umständlich schildert, aufgegeben, und im Juli 1871 wurde der neue im Unterdorf bezogen. Mit 1873 trat, um weiterer Momente zu gedenken, ein verbessertes Dorfreglement in Kraft. Auf 1874 zurück reicht ferner die Gründung einer Konsumgenossenschaft, welche sich bald einer erfreulichen Prosperität rühmen durfte. Sogar von einem Eisenbahnprojekt Gossau-Degersheim war die Rede; es ging aber wieder, nachdem es dem Fastnachtsscherz zur willkommenen Zielscheibe gedient hatte, in Vergessenheit über.

Dagegen sieht sich das Schulwesen infolge gänzlich veränderter Umstände vor neue Aufgaben gestellt. Besonders katholisch Degersheim weist wegen starker Zuwanderung einen solchen Zuwachs schulpflichtiger Kinder auf, dass es 1876 eine zweite Lehrkraft einstellt und den Bau eines neuen Schulhauses in Angriff nahm. Um gleichzeitig der Jugend aus den Fabrikreisen erzieherisch an die Hand zu gehen, wird 1877 die Eröffnung eines Kindergartens zur Tatsache und die Gründung einer Fortbildungsschule für 1880 beschlossen. Nur ein Werk ehrenden Gemeinsinns hat lange auf sich warten lassen und die Gemüter auf Jahre hin in Erregung erhalten; die Anlage eines neuen Friedhofes. Die Verhandlungen ziehen sich von 1871 - 1875 hin und nehmen zuweilen den Ton der Erbitterung an. Trennung riefen die einen; Gemeinsamkeit wollten die anderen. Zuletzt siegte doch die vernünftige Ueberlegung, und so wars recht. Denn alle diejenigen, welche ein langes Leben hindurch in Freud und Leid neben und miteinander gearbeitet und gesorgt haben, nach ihrem Hinschied zu trennen, hätte nur einem ungesunden Sondergeist Nahrung geboten. Wandert doch hin nach dem Gottesacker und schaut, wie duldsam und verträglich sie nebeneinander ruhen! Der Tod anerkennt in seinem Reich keinerlei Unterschiede; er ist ein gestrenger Gleichmacher, ein echter Friedensfürst.

Von den eben besprochenen Werken bürgerlichen Gemeinsinns trifft es wohl für die meisten zu, dass sie auf Anregungen und Vorbesprechungen im Schosse der Donnerstagsgesellschaft zurückzuführen sind. Von dort aus machten sie ihren Weg zu den Ortsbehörden und zu der Gemeinde. Man möchte vielleicht versucht sein zu fragen, ob nicht durch das Lob, welches wir damit einer gesellschaftlichen Vereinigung spenden, die Behörden und die steuertragende Bürgerschaft um ihre Verdienste verkürzt werden. Sehen wir und jedoch nach den Namen um, welche bei den Tagungen der Donnerstagsgesellschaft mit Wort und Tat, Aufklärung und Opferwilligkeit vorangingen, so sind es zumeist wieder die nämlichen, welche als Ammänner,

Sekretäre, Lehrer, Beamte und Kaufleute im Gemeindehaushalt an der Spitze standen. Und eben dieser Umstand ist, der uns zu einer allgemeinen Bemerkung veranlasst. Wenn die Protokolle genannter Gesellschaft oft den schwachen Besuch der Sitzungen bedauern und zuweilen gar von Auflösungsgelüsten mangels Anteilnahme klagen, so waren wohl die entscheidenden Momente ausser Betracht gefallen. Nicht das Interesse ist, welches eine Gesellschaft zusammenhält, sondern die Kunst, Interesse zu wecken; nicht die Vielen sind, die einem Verein Geltung verschaffen, sondern die Berufenen! Nie wird der Antrieb für eine Sache von der Menge ausgehen; er muss vielmehr auf die Menge übertragen werden. Ein Funke reicht hin, Feuer zu entfachen, und ein zündender Gedanke, die Massen aufzurütteln. Das zielbewusste Zusammenwirken einiger weniger taugt mehr als Massenaufgebote. Davon später noch ein Wort.

Ueber all unseren ernsten Betrachtungen wäre bald zu befürchten, dass, dem täglichen Leben ein Wort zu gönnen, in Vergessenheit geraten könnte. Oder gar, dass der Geist dieses täglichen Treibens ein ungesunder geworden sei. Denn nur zu oft begegnet man den Klagen, dass überall da, wo die Industrie ihre dunkeln Flügel ausbreitet, Heiterkeit und Frohmut dem Tode verfallen seien. Diese trüben Anschauungen vermöchten wir, was wenigstens unseren Ort betrifft, nicht zu teilen. Das Dorf und die täglichen Bilder, welche wir aus den Tagen der Jugendzeit in Erinnerung haben, boten keineswegs etwa Anzeichen der Einförmigkeit. Wie mannigfaltig waren schon die Eindrücke der Tageszeiten. Da bewegte sich in mehrfacher Wiederkehr eine zahlreiche Arbeiterschaft nach den Fabriken und von diesen zurück. Dann wurde es auf Stunden hin im Dorf, über dem der Geist nützlicher Arbeit plante, auffallend still.

Es ist überhaupt etwas Eigentümliches um die Eindrücke, welche industrielle Betriebe im Gegensatz zu den bäuerlichen hinterlassen. Die landwirtschaftliche Arbeit, an den Wandel der Tages- und Jahreszeit eng gebunden, ist der Öffentlichkeit anheim gegeben. Was in Feld und Wald, auf Wiese und Weide zu schaffen ist, vollzieht sich vor aller Augen.

Ueber der industriellen Fabrikanlage waltet eine Art Geheimnis. Die Fabrikate entstehen unterm Dach und hinter Mauern. Die Emsigkeit auf dem Lande verliert sich weithin; hier drängt sie sich zusammen. Vor allem der Winterabend zeigt die Gegensätze. Aus der Scheune des Bauernhofes bemerkst du etwa den matten Schein einer Laterne. Aus der Fabrik flimmern Dutzende heller Lampenlichter, von welchen der maschinelle Betrieb umleuchtet, ein intensiv bewegtes Tun und Treiben verrät: das Vorherrschen streng geordneter Betriebsamkeit. Und doch ist keineswegs öde Prosa. Selbst aus den Fabriksälen vernahm man seinerzeit häufig den Zusammenklang mehrstimmiger Lieder. Die Handmaschine mit ihrem abgemessenen Wagengetrieb liess diese frohe Ablenkung zu. Kamen abends die „Fabrikler“, wie sie kurzweg hiessen, nach Hause, so gabs mancherlei zu erzählen. Besonders das Treiben der Nadelgräder, gemeinhin „Nadelbuben“ geheissen, gab Stoff zur Erheiterung. Diese Rotte, meist in der Blüte der Flegeljahre stehend, gleichsam untereinander verschworen, war jederzeit aufgelegt zu schlimmen Streichen. Nur einer hievon sei hier aus der Erinnerung aufgefrischt: Unter den Schlimmen einer der Schlimmsten war „s'Irrichter Nefe Gottfried“. Während einiger Zeit hatte er der Nadelgräderei obzuliegen in der östlich vom „Schäfli“ gelegenen Fabrik. Von dort aus beobachtete er, dass an einem bestimmten Tag der Woche fast zuverlässig zur nämlichen Nachmittagsstunde ein Krämerlein mit seiner „Krenze“ des Weges kam. Den konnte der Schlingel doch nicht so ungeschoren lassen. Ihm einen Streich zu spielen, war längst Gottfrieds ausgeheckter Plan. Er hielt ein blankes Fünffrankenstück bereit, bohrte in dessen Rand ein kleines Loch, fügte in dieses eine

Oese, knüpfte an die Oese ein feines Schnürchen von abgepasster Länge. Soweit das Vorspiel. Nun wartete er einen frischgefallenen Schnee und Tag und Stunde ab, um zur Tat zu schreiten. Das glänzende Silberstück wird, kurz bevor unser Krämerlein daherpendelt, mitten auf die Strasse gelegt, die Schnur bis zum Erdgeschoss der Fabrik geleitet und, soweit nötig, mit Schnee verschleiert. Was nun kommen muss, liegt der Einbildung nahe. Unser Krämer nähert sich dem verlockenden Fund, sieht ihn sichtlich verduzt vor sich liegen und zögert keinen Augenblick zuzugreifen. Wie er sich der Krenze halber etwas mühselig bückt, immerhin des Geldstücks sich sicher wägend, da ist es, husch! verschwunden. Das Männlein, hierob unsäglich verwundert, verharrt weiter in gebückter Haltung, offenbar das Rätsel ergründend, wieso der Fünfliber Beinchen oder Flügel bekommen habe. Erst als er auf das wiehernde Gelächter aufmerksam und sodann der spotterfüllten Gesichter hinter den Fabrikfenstern ansichtig wurde, fing er an sich aufzurichten und weiter zu trollen. Dass er öffentlichem Spotte ausgesetzt worden war, merkte er zu spät. Er soll von dort an stets einen Umweg gewählt haben, um dem Fabrikvolk nicht weiteren Stoff zum Uebermut zu bieten. Der Spitzbube Gottfried aber hatte sein Silberstück zurück, einen Triumph obendrein und eine Ermutigung zu weiteren schlimmen Streichen.

Eine Leistung ganz anderer Qualität aus jenen Jahren muss unserm „Hansthome“ zuerkannt werden. Die Aufforderung zur schweizerischen Volkszählung für 1870 war an die Kantons- und Gemeindebehörden ergangen. Dabei gelangt doch, wie man meinen sollte, der einzelne zu seiner autonomen Geltung. Unser Hansthome entschloss sich jedoch, niemand hat je erfahren aus welchen Beweggründen, sich der Zählung geflissentlich zu entziehen. Das brachte er auf folgende Weise fertig. Dort drunten, wo die Ortschaften Brübach und Henau sich gegenüberliegen, überspannt eine uralte Holzbrücke die Thur. Quer durch besagte Brücke zieht sich die Grenze der Gemeinden Oberbüren und Henau. Und eben dieser Umstand war Hansthome bekannt. Also legte er sich am Tage der Volkszählung auf die Mitte der Brücke, und zwar so abgemessen, dass keine der beiden Gemeinden einen stichhaltigen Grund hätte geltend machen können, Hansthome für sich zu beanspruchen, und so blieb er ungezählt! Die schweizerische Volksstatistik war damit um einen Mann ärmer und wir Degersheimer um einen drolligen Einfall dieses Spassvogels reicher.

An fröhlichen Anlässen mancherlei Art war eben auch kein Mangel. Die örtlichen Vereine und diejenigen der umliegenden Dörfer besuchten etwa einander zu frohen Tagungen, und Schützen, Sänger und Turner hatten ihren Vereinskalendar bespickt mit Festtagen. Nach einem ausgiebigen Zahntag entschloss sich irgendeine Sippe von Stickern, einem fernabliegenden Wirt einen Besuch abzustatten. Dass unser Jahrmarkt Zerstreungen aller Art im Gefolge hatte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Sogar um ein nicht allgemein gewürdigtes Leibgericht sind die Tegerscher zu beneiden. Sie verstehen es nämlich, zur Wildbretzeit, das Fleisch eines gewissen Haustieres als „Hasenpfeffer“ aufzutischen. Ist dann einer kritisch verbissen, riecht den Pfeffer und tut rumpfnäsiger, so versichern sie ihm mit Nachdruck, es gebe nichts Feineres „als e so en Chatzebrote“.

Jeweils am Morgen des 31. Dezembers galt es den Zuleztankommenden im Sticklokal als „Sylvester“ zu empfangen und ihn um eine Spende an die Saalgenössigen zu schröpfen.

Die Fastnachtstage kündeten wie überall Tanzbelustigungen an. Da hatten es zu unserer Zeit die Mädchen eilig, sich zuvor auf die Sache einzuüben. Aber geeignete Tanzmusik zur Verfügung zu haben, das hielt schwer. sogar Handharmonika und

„Mulörgeli“ standen nicht immer zu Diensten. Da behalfen sich denn die Mädchen mit Tanzliedchen, welche auf die vier damals beliebten Tanzarten zugeschnitten waren. Noch klingen mir diese Nippsachen der Verskunst in den Ohren, wie sie halb gesprochen, halb gesungen, wieder und wieder herhalten mussten, um den Takt zu markieren.

Etwas mager kam der Walzer weg mit dem Geständnis:

„Jtz hani mi Schätzli scho lang nüme gseh“ und so immerfort.

Für die Mazurka musste der Spruch aushelfen:

„Häfelima, Beckelima,
S'Häfli muess e Deckeli ha.“

Etwas schnippisch klang der Text zum Schottischtanz:

„Wenn d'mi wit, chomm zor Zit.
Chonst nöd hüt, will di nit.“

Und die Polkabegleitung musste die Bauern- und Stickerburschen fast eifersüchtig stimmen. Sie lautete:

„Polka, Polka tanz i gern,
Mit eme schöne, junge Herrn.
No vill lieber tanz en schier
Met eme schlanke Offizier.“

An dieser Stelle fügt Hagmann ein Tanzliedchen ein (S. 167)

Gings dann endlich im Rössli, Schäfli und Sternen bei Hackbrett und Geigenklang und Klarinett los, dann waren d'Marie und d'Berta und s'Seraphinli auch zufrieden, wenns nur lebhaft rundum ging und der „Cherab“ nicht zu zeitig erscholl.

Und die Herren Arbeitgeber begriffen wohl, dass angestrengte Arbeit und gelegentliche Entspannung, in richtige Abwechslung gebracht, sich vorteilhaft ergänzen. So pflegte etwa Herr Gemeindamman Kuhn zur hohen Sommerszeit die gesamte Arbeiterschaft zur frohen Heuernte aus der grossen Fabrik herauszuholen; dann bot das bewegliche Treiben auf der breiten Weierwies einen recht malerischen Eindruck.

Einen guten Brauch liessen die Stickereifirmen aufkommen, indem sie gelegentlich ihrem Personal einen fröhlichen Abend bereiteten. Dass bei einem solchen Anlass die Gemütlichkeit auf ihre Rechnung kam, braucht nicht erst gesagt zu werden. Gesänge, Trinksprüche, Spiele erheiterten die Stunden. Auch der treffende Witz kam zu seinem Recht. Einer darunter vermag uns wohl heute noch zu belustigen: Einst boten die Herren Gebrüder Giger ihren Leuten einen sogenannten „Trunk“. Unter ihren Arbeitern befand sich einer, der seine Schnurren und witzigen Einfälle nur so aus den Aermeln schüttelte. Der Zufall wollte, dass er zu den Herren Gastgebern Namensvetter war. Andreas Giger, gemeinhin als „Sticker-Giger“ bekannt, war auch an jenem Abend ganz im Strumpf. Eine Rede halten, einen Trinkspruch ausbringen, das freilich behagte ihm nicht. Der zugespitzte Witz war seine Stärke. In bescheidener Art, fast zutraulich zu nennen, näherte er sich seinen Vorgesetzten unter folgendem Geständnis: „Wössed ehr Herre, mer gfallt s'Sticke und s'Tribe au gad ebe; i nähm nöd zwänzg Franke, das i nöd of de Welt wär. Und überenne (jenseits) muess es au leiig si. Aber seb sägi, in Himmel

wöt i nöd, dört wär's mer z'vornehm. I hebe echli witer abe; dört, han i ghört, seis erber lostig; dort seiged alli Musikante und drom au alli Giger!“

Ein gesunder Geist regte sich auch unter den jugendlichen Vertretern der heranwachsenden Generation. Das dürften besonders alle jene noch heute bezeugen, denen es vergönnt war, die Realschule zu besuchen. Unter dem humanen Regiment eines vortrefflichen Lehrers verlebten wir die unvergesslichsten zwei Jahre. Er hatte eine glückliche Art, uns in das Weite und Vielschichtige menschlichen Wissens und Könnens den ersten, wenn auch befangenen Einblick zu vermitteln. Und gerade so kam unsere Phantasie oben auf. Im Frühjahr 1872 gabs nach bestandnem Examen alter Sitte gemäss im Schäfli eine Nachfeier. Da spielten wir denn unter anderem von Jakob Stutz „Die Luftschlösser“. Ach, waren wir doch selber voller Luftschlösser! Und das fand besonders dadurch Nahrung, dass in zwei Häusern ansehnliche Bücherschätze sich vorfanden. Alt-Gemeindeammann Lenggenhager und Frau Frei im Mühlefeld waren einst die Sammler und Hüter dieser Horte des Dichtens und Wissens gewesen. So und anders gerieten davon Bände in unsere Hände. Das gab der Leselust Nahrung. Wir sahen uns von überall her nach Büchern um, besonders solchen, die unseren Horizont überholten! Einer hatte sich Grubers „Charakterbilder“, ein anderer Litrows „Wunder des Himmels“, ein dritter Zschokkes „Alamontade“ zu verschaffen gewusst. Der Ansporn, den diese Bücher gaben, trieb manchen dazu, sich den höchsten Lebenszielen zu verschwören: diesen für das Studium der Astronomie, jenen für die Welthistorie; ein dritter schwadronierte gar damit, ein Sammelwerk sämtlichen Wissens „demnächst“ anzulegen! Und handkehrum übernahm uns an Stelle des Forschertriebs aufbrausender Uebermut. Tolle Einfälle durchzuckten die Köpfe, und der Quecksilberteufel der Unbändigkeit durchfuhr die Glieder. Ist es nicht eigenartig, dass gerade in diesen Jahren Freundschaftsbande ohne besonderen Wort austausch geknüpft werden, welche schönste Beziehungen zeitigen und allen kommenden Wandel zu überdauern vermögen?

Dann, es war im Frühjahr 1873, führten uns die Lebenswege auseinander. Mir sollte es nur noch selten vergönnt sein, zu kurzer Rast mein „Tegerschen“ zu sehen. Aber das Hätschelkind von Gemüt hat eine Pflegeschwester zur Seite: Erinnerung genannt. Sie ficht geschäftig silberne Fäden und farbige Bänder um alles, was Heimat heisst: Um Elternhaus und Dorf, Wies und Hag, Hügel und Halde und die trauten Menschen, unter denen man aufgewachsen ist. Und wie gern man bei diesen Kostbarkeiten verweilt! Doch nun wieder zurück zu anderen Gedankengängen. Wir haben oben gezeigt, welch tropisches Wachstum die Stickerei in den siebziger Jahren aufwies und wie das ganze Leben und Handel und Wandel von diesem maschinellen Betrieb abhängig geworden war. Der aufwärts treibenden Entfaltung schien kein Ende zu sein. Wie aber, wenn diese Bewegung einmal doch zum Stillstand kam oder gar eine rückläufige Richtung einzuschlagen begann?

Gerade die achtziger Jahre sollten mit einer erstmaligen sorgenerweckenden Krise einsetzen. Die mit scharfen Schutzzollmassregeln und schwierigen Handelsbedingungen operierenden Nachbarmächte hatten sie zumeist verursacht. Für den Sticker machte sie sich fühlbar in einem nie erlebten Rückgang der Stichpreise, der 60 bis 70% betrug. Was tat nun der Sticker, um den fühlbaren Ausfall seines Lohnes auszugleichen? Er steigerte seine Produktion, trieb drauf los, gönnte sich bis tief in die Nacht keine Ruhe. Und da von den rund 21'000 Stickmaschinen des Kantons 53 Prozent als Einzelmaschinen ausserhalb des Fabrikgesetzes standen, gab es weder Kontrolle noch Abwehr. Diese Notlage nicht noch mehr anwachsen zu lassen, erstand

1885 der Stickereiverband. Er sollte der Ueberproduktion Einhalt tun, die Schleuderkonkurrenz bekämpfen, das Ferggerwesen regeln, die Arbeitszeit und den Minimallohn festlegen.

Wenn wir nun recht berichtet sind, so überwand Degersheim die Krise weniger schwer, als man befürchten musste, wuchs doch sogar die Zahl der Einzelmaschinen bis 1890 in beträchtlicher Weise, und bei der Ersparnisanstalt stiegen die Einzahlungen fortlaufend. Den Ausschlag für diese erfreuliche Erscheinung gaben wohl einerseits das wohlerwogene Vorgehen unserer Firmen und andererseits die für Feinarbeit wohl eingeschulte Stickerschaft. Bald scheint denn auch das Unbehagen vergessen worden zu sein. Der St. Gallerplatz behauptete weiter seinen Rang. Erfahren wir doch aus zuverlässiger Quelle, dass der Export von 1888 bis 1890 sich verdoppelte.

Die Fabrikanten hierorts hatten nicht nötig, die Kaufleute aufzusuchen; die Käufer fanden sich aus Paris, London, New York willig bei uns ein. Da erinnern wir uns einer Begebenheit, die an dieser Stelle aufgefrischt zu werden verdient. Es war im Herbst 1886, als das st. gallische Kadettenkorps seinen Ausmarsch über Schwellbrunn nach Degersheim und Flawil bewerkstelligte. Als nun die Kolonnen, aus der Waldscheide der Fuchsackerhöhe hervorbrechend, unseres im Sonnenschein weit hingebreiteten Dorfes ansichtig wurden, gerieten nicht wenige über diesen Anblick in angenehme Ueberraschung. Der damalige Chef des Erziehungswesens, Dr. Ferd. Curti, bekannte, Degersheim zum ersten Mal zu betreten. Beim darauffolgenden Mittagmahl im Schäfli ermangelte er nicht, das Wort zu ergreifen, und er glaubte, unser Dorf am passendsten zu ehren, indem er es mit dem Veilchen verglich, welches im Verborgenen blühe. Ihm erwiderte nun Herr Alt-Kantonsrat Kuhn in glücklicher Weise. Man danke höflich, bemerkte er, für das Lob von so hochgestellter Seite. Was jedoch die Anspielung auf das Veilchen und dessen Verborgeneheit betreffe, so scheine es den Grosskaufleuten der Weltstädte besser bekannt zu sein als den Herren Landesvätern von St. Gallen. Auch ein Blick auf das kommunale Gedeihen jener Jahre zeigt glücklicherweise nichts, was auf einen Rückgang hindeuten würde. So wird 1884 zur Unterstützung strebsamer junger Handwerksleute ein Lehrlingsfonds geschaffen. Kurz nachher, 1885, wird von den Konfessionsteilen beschlossen, je einen Kirchenbaufonds anzulegen, und die Donnerstagsgesellschaft bemüht sich nach wie vor um die Ausstattung ihrer beiden „Adoptivtöchter“, der Kleinkinder- und der Fortbildungsschule, wobei sich freilich herausstellte, dass die erstgenannte ihr Liebling, die andere ihr Sorgenkind war. Als gleichzeitig das stete Anwachsen der Schülerzahl die Notwendigkeit zu neuen Schulbauten im Gefolge hatte, wurde 1885 der Anlauf gemacht, auch das Primarschulwesen paritätisch zu gestalten. Er stiess jedoch auf so heftigen Widerstand, dass die Anregung fallen gelassen wurde.

Um so leichter verstand man sich untereinander auf dem die Gegensätze ausgleichenden Felde des Witzes und Humors. Nicht als ob etwa die damals ins Leben tretende „Degersheimer Zeitung“ hierfür Raum geboten hätte. Sie nahm vielmehr die Welt und ihr eigenes Dasein so tragisch, dass sie nach kurzem Bestehen (1882-1884) frei- oder unfreiwillig ihren Geist aufgab. Nein, Witz und Humor, diese Götterkinder, tummeln sich dort herum, wo sie sich gern gelitten sehen. Sogar in den Räumlichkeiten der Sticklokale war ihnen Einlass gegönnt. Es ist doch kein schlechtes Zeichen, dass etwa das Musterbrett erhalten durfte, um Einfälle und Gedankenspäne der Sticker zu verewigen. Als z.B. unser etwa 1879 zum Postdienst übertretender Freund Heinrich Lenggenhager zum letzten Mal dem Musterbrett gegenüber sass, gab er seinem Abschiedsgefühl in folgender Strophe Ausdruck:

„Ade, du liebe Industrie,
Du machtest mir gar viele Müh‘;
Nun fass ich einen andern Plan,
Wie froh bin ich, dass ich’s getan.“

Etwas verschnupfter äusserte sich ein anderer, der offenbar nacheinander Abzüge erlitten hatte. Er verewigte dieses Faktum mit den Worten:

„Wie n’i au lostig triebe wet,
Wenn no der Tüfel d’Abzög het!“

Am meisten aber gefällt mir ein Spruch, den ein dritter sich zurechtlegte, als ihm zwölf und mehr Arbeitsstunden zu bunt wurden. Da konnte man eines Tages auf seinem Musterbrett einen köstlichen Zweizeiler nebst Ueberschrift lesen:

Lebenslauf eines Stickers

„Früe uf und spot nider,
Ess gschwind und spring wider!“

Doch, was halten wir uns länger bei einzelnen Versen auf! Von Degersheim ist sogar ein „Stickerlied“ ausgegangen, ein umfängliches Gedicht. Sein Verfasser, ein kluger, kleiner Mann, liebte es, das Tun und Treiben des Tages zu beobachten und in gewählter Form darzustellen. Als er in den vier Jahren 1882 – 1886 hier Lehrer war, entging ihm, was alles mit andern Berufsarten zusammenhing, keineswegs, um wieviel weniger die Leiden und Freuden des Stickerlebens. Und so liess denn Heinrich Koch, kein anderer ists, zu Ende 1886 sein Lied vom Sticken erscheinen. Daraus als Probe nur zwei Stellen:

„Was innert des Lokales Wänden
Der Mensch mit der Maschine stickt,
Das wird per Post nach allen Enden
Der Erde hurtig fortgeschickt.
Dort pranget es in schönen Hallen,
Schön zum Verkaufe ausgestellt,
Und von den stolzen Damen allen
Ist keine, der nicht was gefällt.
Je mehr sie ihre Roben schmücken
Mit Stickereien farbig, weiss,
Je mehr den Sticker sie entzücken –
Nur dem Gemahl wird’s siedend heiss.“

Der Schluss spricht wohl heute noch wie damals jedem Sticker aus dem Herzen.

„Sticket, sticket, stickt!
Wenn’s nur jedem glückt!
Stets Verdienst für uns’re Leute –
Doch ein wenig mehr als heute.“

Und da wir gerade von unserm Freunde Koch sprechen, sei noch etwas Bedeutsames mitgeteilt. Er hat ein Büchlein vom „Jass“ geschrieben, eine Studie voll witziger Einfälle und Beobachtungen, diese geschmackvoll mit Helgen von der Hand J. Stauffachers geziert. Nicht als ob die Tegerscher in der Kunst des Jassens noch etwas zu lernen brauchten. Das Buch mit den 36 Blättern kennen sie wie kein zweites. Ist doch ein Ortsgeistlicher die Wette eingegangen, und er hat sie gewonnen, er wolle während seiner Predigt dreimal das Wort „Trumpf“ ausrufen ohne einen der Zuhörer stutzig zu machen.

Wir erwähnen diesen „Jass“, weil er gleichsam hierorts erzeugt und geboren wurde. Das ging so zu: Eben in den bereits genannten Jahren, als Koch in Degersheim Lehrer war, blieb er gleichzeitig ein Lernender. Als scharfer Beobachter vertiefte er sich in die Besonderheiten des Jassens, noch mehr aber in die Gilde der Jasser. Drüben im „Gasthaus zur Linde“, man sagte damals kurzweg: „Is Chatzerä Alberte“, sass er ganze Abende, schaute und horchte und skizzierte nachträglich, was er Neues in sich aufgenommen hatte. Ich verrate ein Stück langbewahrten Geheimnisses durch das Geständnis, dass hiesige Jasser ihm Modell sassen, als er unter anderem seine „vier Temperamente“ heraus bekam und festnagelte. Und da komme mir einer und behaupte, Degersheim habe keine Literatur hervorgebracht! Nur über etwas war Koch ungehalten, dass er jenen Jass nicht mehr unter die Feder zu nehmen Gelegenheit fand, den man schlechthin als „Schieber“ bezeichnet. Für ein zutreffendes Mass von Satire und Spott würde er sicherlich gesorgt haben!

Doch behalten wir ruhig Blut und geben wir noch etwas zum Besten zum Lob des zarten Geschlechts. Ein besonders erfreulicher Umstand berechtigt mich nämlich noch einen Augenblick länger beim Jass zu verweilen. Es ist wohl auch hierorts bekannt, dass manche Spieler, z.B. in und um Flawil, sich beim Kartenspiel eines geflügelten Ausdrucks bedienen. Ist einer so glücklich die vier Panner oder „Zehni“ ausweisen zu können, so versetzt ihn dies in besonders gute Stimmung. „I ha vieri!“, meldet er geräuschvoll. „Wieso?“ fragen die Gegner etwas geärgert. Und er: „Die vier Tegerscher Meitli! macht Honderti! Hest die Honderti gschriebe?“ kontrolliert er seinen Partner. Diese „Honderti“ stecken wir zum Lob unserer Töchter als hohe Anerkennung ein; denn wo sonst gelten „vier Meitli“, wenn sie zusammenkommen, so viele als ihrer Hunderte? Kehren wir nach dieser fröhlichen Abschweifung zu unserem Brotkorb, zur Stickerei zurück. Seit 1890 macht sich ein tiefgreifender Umschwung bemerkbar. Hatte die Technik früher schon eine Reihe maschineller Verbesserungen geschaffen, welche die Produktion beschleunigen halfen, so trat der originelle Erfinder Victor Kobler 1889 mit einer Fädlermaschine auf den Plan, die das zwanzigfache der Handarbeit leistete, und fast gleichzeitig trat die Schiffli-Maschine, an welcher seit 1865 "geprübelt" worden war, in Funktion (1897). Das Kennzeichen unseres Stickereibetriebes ist von nun an darin zu sehen, dass eine geringere Zahl von Maschinen eine vermehrte Quantität von Waren liefert. Wenn Degersheim 1890 mit 424 Stickstühlen arbeitet, und zwar lauter Handmaschinen, so sinkt diese Zahl bis 1900 auf 329 herunter, während diejenige der "Schiffli" schon auf 26 steht. Die für den Betrieb dieser Maschinen erforderlichen Arbeitskräfte sind von 869 auf 656 zurückgegangen. Zu diesem Rückgang trägt nicht minder der Umstand bei, dass bereits 73 Fädlermaschinen in Funktion sind. Nicht zu übersehen ist die Tatsache, dass ein Umschwung anderer Natur sich bemerkbar macht. Wollte sich nämlich die Handstickerei neben der Schiffliware erhalten, so war dies nur dadurch möglich, dass die erstgenannte sich durch die feinere Qualität

der Arbeit behauptete, und eben um qualitativ auf der Höhe zu bleiben, wurden damals "Stickfachschulen" gegründet. Es darf als ein bleibendes Verdienst des Stickereiverbandes bezeichnet werden, dass er zur Ausbildung des Handmaschinenarbeiters solche Schulen hervorrief und finanziell unterstützte. Auch Degersheim war ausersehen, 1897 eine solche zu erhalten. Ueberraschend ist, dass die Flucht der Sticker aus dem Fabrik- zum Einzelbetrieb immer noch im Zunehmen begriffen war. Prozentual standen sie 1900 zueinander wie 32: 68 %.

Für einen Augenblick schien es, als ob die Fädlermaschine das Los der Frauen, Mädchen und Kinder zu erleichtern berufen sei. Aber es schien nur so; denn nun wurden ihnen Arbeiten wie das Ausschneiden, Spachteln, Scherlen, Ausrüsten in vermehrtem Masse zugewiesen.

Um 1896 veranstaltete die St. gallisch-Gemeinnützige Gesellschaft eine umfassende Erhebung über das Arbeitsmass der Frauen und Kinder. Das eingegangene Material erfuhr durch Herrn Pfarrer Frey von Peterzell eine sorgfältige Verarbeitung und wurde der genannten Gesellschaft vorgelegt. Daraus schöpfen wir nur einige Tatsachen. Ueber 14 % aller schulpflichtigen Kinder wurden zu Hause 5 und mehr Stunden täglich ausser der Schulzeit zu ungeeigneter Arbeit herangezogen. Kinder im Alter von 6-9 Jahren klagten, dass sie schon morgens 5 Uhr und bis tief in die Nacht hinein durch die Schinderei unverständiger Eltern zu überanstrengender Arbeit angehalten würden. Diese Auswüchse betrafen teilweise auch unseren Ort. Die kargen Sticklöhne mochten manches erklären. Ja, dass gerade in den Jahren 1892 und 1893 die Enthebungen aus der Ersparnisanstalt die Einzahlungen übertrafen, zeigt eben auch, dass die Handstickerei ihre goldenen Tage hinter sich hatte. Selbst dem Schifflicker blühten nicht lauter Rosen. Die unaufhörlich gespannte Aufmerksamkeit auf Pantograph und Muster schwächte Sehkraft und Gedächtnis. Und nun trat um die Jahrhundertwende, wie auf andern Gebieten, so bei der Stickerei jener Riese auf den Plan, der das Uebermass an Kraft und Leistung bedeutet: Der Automat! Der Automat, dem Karl Spitteler, unser Dichter, jene kaltstarre, zermalmende Rolle zuteilt. Unser Stickautomat war freilich, von aussen besehen, kein Ungeheuer, vielmehr ein fein durchdachter, in seiner Selbsttätigkeit bewundernswert anzusehender Apparat. Seine Leistungsfähigkeit musste geradezu verblüffen. Wurde der Handsticker mit seiner täglichen Stichzahl von 2500 Stich schon von der Schifflickmaschine ums Zehnfache überholt, so tat es der Automat um das Sechzehnfache. Der schon früher signalisierte Prozess verschärfte sich, so dass der Handmaschinenarbeit nur noch engere Gebiete der Produktion erhalten blieben. Das rief Verschiebungen hervor, indem Tausende von Arbeitern auf den Boden der Neben- und Hilfsindustrien übertreten mussten, um Beschäftigung zu finden. Und wie sehr die Arbeitsteilung sich fortlaufend vervielfältigte, das lehrte ein einziger Gang durch den Stickereimarkt, welcher jeden Mittwoch und Samstag bei der Börse in St. Gallen sich abspielte. Da verkehrten Käufer, Fabrikanten, Fergger, Stofflieferanten, Spinner, Garnhändler und andere Interessenten mit- und untereinander. Wir brauchen uns nicht ins einzelne zu verlieren; es sind Bücher hierüber geschrieben worden. Genug, dass weithin und auch bei uns alles im Bann dieser Industriezweige sich gefangen sah. Und das um so mehr, als die Entwicklung sich in aufsteigender Linie bewegte. Denn die in diesen Jahren geradezu fabelhaften Mengen von Stickereiwaren wurden noch übertroffen von der Aufnahmefähigkeit des Weltmarktes. Der 1904 ausbrechende Russisch-Japanische Krieg vermochte nur wenig gegen den Aufstieg der Handelsblüte. Er erwirkte bloss eine Pause, keine Stockung. Mit 1905 erneuerte sich ein wahrer Wettlauf zwischen Nachfrage und Ausfuhr. Als ich eines Tages einen mir

bekanntem Geschäftsmann mit der üblichen Anfrage begrüßte "Laufst guet?"
entgegnete er in bezeichnender Weise: "Und wie! Wir haben überhaupt nur noch drei Arten von Bestellungen: „Pressant“, „Sehr Pressant“ und „Per sofort!“ Damals näherte sich die Ausfuhr des Platzes St. Gallen der enormen Summe von jährlich 150 Millionen. Aber auch seine Launen liess uns der Weltmarkt fühlen. Flauer Geschäftsgang zu Anfang der Neunziger Jahre; glänzender Geschäftsgang zu Ende des Jahrhunderts; von 1900 - 1903 ein Steigen, 1904 ein Sinken der Nachfrage; 1905 und 1906 unverhoffte Zunahme; 1907 plötzliche Abnahme des Exportes; 1910 die nie erreichte Ausfuhrziffer von 188.5 Millionen Franken im Wert.

Und welches waren die Rückwirkungen auf unsere Ortschaft Degersheim? Sie sind in mehr als einer Hinsicht merkwürdig zu nennen. Erwähnen wir als erste Tatsache, dass der allgemeine Geschäftsgang geradezu automatisch bemessen werden kann an der Höhe der Einzahlungen und Enthebungen an unserer Ersparisanstalt.

Ein weiteres Faktum deutet hin auf die Intensität des Stickereibetriebes:

1890 beschäftigten 429 Maschinen 869 Personen oder 27 % der Bevölkerung;

1910 beschäftigten 357 Maschinen und 48 Automaten 1084 Personen oder 29% der Bevölkerung.

Am meisten aber hat uns eine andere Erscheinung beschäftigt. Sie bezieht sich auf die Verschiebung der Bevölkerung innert unserer Gemeinde, gemessen an der Hand der eidgenössischen Volkszählungen.

Heben wir, um verständlich zu sein, zwei Schnitzzahlen heraus, die um volle 50 Jahre auseinander liegen, so z.B. 1860 und 1910. Die eidgenössische Zählung führt für Degersheim folgende Angaben auf:

1860: Einwohner 1782, davon Ortsbürger 672 = 37,2 %

1910: Einwohner 3760, davon Ortsbürger 503 = 13,3 %

Es liegt also ein bemerkenswerter Rückgang der Bürgergemeinde vor.

Schlägt man hinwieder bei der Zählung von 1910 nach und fragt, wie viele Einwohner Schweizerbürger von Degersheim waren, so liegt die Zahl 2269 vor. Fügt man dazu auch nur 200 weitere Angehörige unserer Gemeinde, die irgendwo im Ausland wohnhaft sind, so ergibt sich, dass Degersheim 1910, alles in allem gezählt, 2500 Personen in seinem Bürgerregister aufzuweisen hatte!

Von der eben erfolgten Zählung von 1920 nur soviel, dass im Vergleich zu 1910 die Einwohnerschaft um rund 500 Personen zurückgegangen ist.

4. Eine Welt im Kleinen

Beim Lesen der Protokolle, welche in der Donnerstagsgesellschaft laufend geführt werden, stösst man fast unvermuteter Weise auf die Bemerkung, es sei im Schoss dieser Vereinigung die Eisenbahnfrage aufgeworfen worden. Diese lakonische Notiz geht zurück auf den 20. Dezember 1888. War im Jahre 1873 eine erste verwandte Anregung im Sande verlaufen, so sollte diesmal der neue Anstoss von Nachwirkung sein. Bescheiden genug nahmen sich zwar die anfänglichen Projekte aus. Nachdem sich in Degersheim ein Initiativ-Komitee zusammengetan hatte, befasste es sich vorerst mit dem Plan einer Strassenbahn nach Flawil, um den wachsenden Verkehr rascher der dortigen Eisenbahnstation übermitteln zu können. Als aber unterm 18. April 1889 Neckertaler Interessenten an Degersheim die Frage stellten, ob nicht besser eine direkte Verbindung Wattwil-Degersheim-Gossau anzustreben sei, begrüßten unsere

Initianten sofort diese gesunde Anregung. Das grössere Umfeld der Interessenten fand denn auch sogleich Ausdruck in einem erweiterten Ausschuss, an dessen Spitze Herr Grauer-Frey berufen wurde. Kaum suchte man jedoch nach Wegen der Verwirklichung einer Normalbahn Wattwil-Degersheim-Gossau, als auch schon Hindernisse auftauchten. Sie vermehrten sich dadurch, dass von Seite der Südostbahn ein Uebergangprojekt von Rapperswil nach Wattwil im Gang war, das einer normalspurigen Linie Wattwil-Gossau kaum förderlich sein konnte. Es steht in ursächlichem Zusammenhang mit dieser Verquickung der zwei sich bekämpfenden Projekte, wenn das hiesige Initiativ-Komitee, um jenes Lokalbahnprojekt zu überholen, schon 1890 einen ersten Anlauf für eine Normalbahn Wattwil-Degersheim-Herisau-St. Gallen unternahm und diese Linie in folgerichtiger Weise von Wattwil bis Rapperswil fortzusetzen suchte, um endlich, es war am 24. Juni 1890, das erweiterte Projekt St. Gallen-Rapperswil-Zug in Vorschlag zu bringen. Von da an bis 1898 hat sich denn auch der Ausschuss, und in erster Linie dessen Präsident Grauer-Frey, für die Verwirklichung der Linie St. Gallen-Zug eingesetzt. Soll man jedoch das erste Jahrzehnt (1888-98) der Baugeschichte kurz charakterisieren, so müsste man es als die Periode der „Widerstände“ bezeichnen, hören wir doch 1898 von nicht weniger als vier andern Projekten, keines für sich lebenskräftig, aber doch dazu angetan, dasjenige von St.Gallen-Zug zu untergraben.

Es darf wohl beigefügt werden, dass eigentlich nur von militärischer Seite dem Eisenbahnstrang St. Gallen-Zug als einer innerschweizerischen, strategisch bedeutsamen Linie von Anfang an Verständnis entgegengebracht wurde. Inzwischen begegnen wir schon 1895 einem Gedanken Grauer-Frey's, für sein Bahnprojekt auch jene andere Möglichkeit ins Auge zu fassen, die Linie nordwärts von St. Gallen bis Romanshorn weiterzuführen. Hiefür fand er in St. Gallen und seit 1897 besonders bei Herrn Dr. med. Vetsch Verständnis. Entscheidend für die ganze Bahnfrage aber wurde, dass Grauer-Frey es verstand, eine Persönlichkeit für das Unternehmen zu gewinnen, die Entscheid und Sieg mit sich brachte. Es ist Franz Lusser, der bereits als Tunnelbauer einen Namen hatte. Die ersten Beziehungen Grauers zu Lusser gehen bis 1895 zurück. Lusser stimmte mit Grauer-Frey ganz in der Idee überein, dass im Teilstück Wattwil-Uznach die Hauptschwierigkeit liege und mit dessen rationellem Ausbau auch alles andere möglich werde.

Das Entscheidende liege nun darin, einen Basistunnel durch den Ricken möglich zu machen. Wie sehr alles von diesem 1898 in Aussicht genommenen Basistunnel abhing, mag daraus erhellen, dass das Schmalspurprojekt über den Ricken bis 1899 noch von sich reden machte und Anhänger fand. Endlich kam die für den Kanton und das ganze Einzugsgebiet so bedeutsame Frage in raschen Fluss. Zwar musste, um die Hauptsache zu retten, das Teilstück Rapperswil-Zug für das andere St. Gallen-Romanshorn geopfert werden, sonst würde sich wohl die Stadt St. Gallen weniger beteiligt haben. Aber es ist doch bezeichnend, dass manche Subventionen an die Bedingung geknüpft wurden, dass der Lussersche Basistunnel ausgeführt werde. Das Projekt galt seit 1901 nicht allein als lebenskräftig, sondern auch als ausführbar. Bund, Kantone, Korporationen, Gemeinden und Private zeigten sich bestrebt, das Unternehmen nach der finanziellen Seite hin sicher zu stellen. Freilich war bis zur Fertigstellung des Werkes noch ein weiter und gewundener Weg. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, näher auf die Baugeschichte der Bodensee-Toggenburgbahn einzutreten. Immerhin dürfte es seinen besonderen Reiz haben, sie auf Grund des reichhaltigen Aktenmaterials einmal wahrheitsgetreu darzustellen.

Einer anderweitigen Bemerkung möchten wir jedoch bei dieser Gelegenheit Raum gewähren: Wenn wir früher einmal den Satz aufstellten, Aufgabe einer Vereinigung sei es nicht, bei den Mitgliedern Interesse vorauszusetzen, sondern ihnen Interessantes zu bieten, so ist der Augenblick da zu bemerken, dass gerade die Donnerstagsgesellschaft für die Richtigkeit unserer Behauptung den Beweis selber erbrachte. Seit den Neunziger Jahren vernimmt man aus den Verhandlungsprotokollen weder Klagen über schwachen Besuch, noch über Mangel an anziehendem Stoff. Eine Fülle ineinandergreifender Anregungen begegnet dem Beobachter auf Schritt und Tritt. Als ob der Unternehmungsgeist mit dem Angriff der neuen Bahnlinie sich auf die ganze Gemeinde übertragen hätte, reiht sich ein kommunales Unternehmen in diesen Jahren an das andere.

Hatte Degersheim, wie wir früher anzudeuten Gelegenheit nahmen, noch 1897 den Erfolg gehabt, eine Stickfachschnitzschule für die Ausbildung von Feinarbeitern zu erwerben, so beschloss man im gleichen Jahre die Inangriffnahme einer elektrischen Anlage der Dorfbeleuchtung, deren Ausführung freilich von dem Ausbau des Kubelwerkes, welches erst im Oktober 1900 eröffnet werden konnte, bedingt war. Fast gleichzeitig beschäftigte der Plan einer ausreichenden Wasserversorgung Behörde und Einwohnerschaft. Er stiess anfänglich um so eher auf Bedenken, weil einen dauernd genügenden Wasserbestand sicher zu stellen hierorts auf besondere hydrotechnische Schwierigkeiten stossen musste. Im Jahre 1901 übertrug die Gemeinde eine bezügliche Konzession an Herrn Grauer-Frey. Die Ausführung dieses Werkes erstreckte sich, wie der Rechnungsabschluss vom 15. Oktober 1905 darlegt, auf die Jahre 1903 - 1905 und erforderte einen Kostenaufwand von über 200'000 Franken, an welcher Summe sich der Staat mit einer Subvention von 18% beteiligte.

Es liegt auf der Hand, dass erst im Anschluss an die eröffnete Wasserversorgung zwei weitere Unternehmungen ihre Förderung erfahren konnten: einerseits die Dorfkanalisation und andererseits eine dem modernen Feuerwesens angepasste Hydrantenanlage. Und wiederum im Zusammenhang hiemit steht eine Art Vorarbeit, welche gleichsam der weiteren baulichen Entwicklung des Dorfes und seiner Umgebung programmartig die Wege weist: Wir meinen den in den Jahren 1904 - 1906 erstellten Strassen- und Ueberbauungsplan, welcher bald auch die Genehmigung der behördlichen Instanzen erfuhr.

Mit dem fortschreitenden Anwachsen der Einwohnerschaft und der Zunahme des geschäftlichen Austausches vermochten die in Betrieb stehenden Verkehrseinrichtungen je länger, je weniger Schritt zu halten. Obwohl täglich achtzehn Postkurse ihren Dienst versahen, empfand man den Mangel und die Langsamkeit der Speditionsmittel. Dass der 1888 ventilierte Gedanke einer Strassenbahn nach Flawil einem vitalen Bedürfnis entsprochen hätte, zeigte sich neuerdings 1903, nur in anderer Form. Um nämlich eben mit der Station Flawil beliebig oft verbunden zu sein, trat eine Aktiengesellschaft ins Leben, die einen Automobildienst organisierte. Dieser übernahm täglich mindestens sechs Doppelfahrten und entwickelte sich rasch zum Vorteil der beiden Orte und der Aktionäre. Und das nämliche Jahr 1903 brachte uns in seinem Gefolge den Telephonverkehr, der in unsern Tagen einen beispiellosen Ausbau erfahren sollte, da er die Zeit ausnutzen, den Raum überspannen, den Briefverkehr ersetzen, den jederzeitigen Gedankenaustausch vermitteln hilft und weitester Vervollkommnung fähig ist.

Die gleichen Jahre, von welchen die Rede ist, schliessen eine erfreuliche Förderung des Schulwesens in sich. Durch volle zwei Dezennien hatte sich Evangelisch Degersheim

mit einer Art Provisorium behelfen müssen, indem ein Teil der Schüler im früheren Postgebäude untergebracht werden musste. Endlich kam, da gleichzeitig auch die Realschule an Raummangel litt, die ganze Frage zu einer raschen Lösung. Durch eine willkommene Schenkung wurde an der Sennrütistrasse ein freiliegendes, umfängliches Areal zur Verfügung gestellt, hierauf der Neubau durch die Firma Pflughaar & Häfeli so weit gefördert, dass er 1905 eingeweiht und bezogen werden konnte.

Das bisherige Primarschulhaus war schon 1902 vertraglich für die Realschule angekauft und nach erfolgter gründlicher Renovation 1906 dieser zu künftiger Benutzung überantwortet worden. Die Räumlichkeit aber, welche durch rund 40 (1866-1906) der Realschule zugedient hatte, sollte auch fernerhin für öffentliche Zwecke Verwendung finden, indem sie zum Leselokal ausersehen wurde. Nachdem die bereits genannten Schulbauten der Benutzung offen standen, war Platz genug geschaffen, um andern, längst in Aussicht genommenen Reformen zum Durchbruch zu verhelfen: dem Obligatorium des Besuches der Fortbildungsschule und der Einführung einer Reihe von Kursen praktischer Natur.

Unter den Neubauten unseres Dorfes ziehen zwei weitere die verdiente Aufmerksamkeit auf sich. Erstens das in gefälligen Verhältnissen gehaltene, 1908 erstellte Postgebäude, zweitens die auf der Steinegg gelegene, im Stil vornehm ausgeführte evangelische Kirche mit entsprechendem Pfarrhaus und zugehörigen Anlagen. Durch sie wird die Lage des in einer Talung gelegenen und eben darum verborgenen Dorfes vor allem gegen Osten weithin markiert. Postgebäude und Kirchenbau sind Werke des feinsinnigen Architekten Professor Moser in Zürich.

Als in den neunziger Jahren das Toggenburg, einem allgemeinen Zuge folgend, Anstrengungen machte, den Fremdenverkehr anzuziehen, geriet 1898 auch Degersheim in eine derartige Strömung. Ein besonderer Ausschuss begann in diesem Sinne für die Hebung des Verkehrs zu arbeiten. Da sollten diese Bestrebungen durch eine eigenartige Verflechtung von Umständen ihre besondere Lösung finden.

Es war kein anderer als der Hauptinitiant der Bodensee-Toggenburg-Bahn, Isidor Grauer-Frey, der den Anstoss gab. Infolge der Ueberanstrengungen und wohl auch Enttäuschungen während der „Eisenbahnjahre“, wie er sie kurzweg nannte, sah er seine sonst so zähe Gesundheit tief erschüttert. Er sollte in der Heilanstalt Arnold Ricklis, 1902 und 1903, seine Genesung finden. Den Dank suchte er durch ein Werk von dauerhaftem Bestand dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass er 1904 die hiesige Kuranstalt ins Leben rief. Welch guten Ruf sie sich bald erworben, und wie weithin sie einen guten Namen hat, braucht nicht ausgeführt zu werden. Der Begründer hatte bald das Glück, die Anstalt unter bewährte ärztliche Leitung stellen und die Verwaltung tüchtigen Händen anvertrauen zu können. Doch wären die ersten kritischen Zeiten nicht eben leicht überwunden worden, wenn nicht zwei dienstbare Geister alle Schwierigkeiten hätten überwinden helfen: der immer bewegliche, rührige Badmeister Eppenberger und die liebevolle, nie aus dem Gleichgewicht ihres Humors gehobene Badmutter Frau Tribelhorn. Errichtet den Grossen Gedenksteine und Ruhmessäulen! Sie beide, Geschwister des barmherzigen Samariters, haben sich in den Herzen Hunderter von Heilsbedürftigen einen Hort dankbarer Erinnerungen angesammelt.

Degersheim als Kurort! Droben an sonniger Halde stattliche Kurgebäude mit sauberen Räumlichkeiten und wohlerwogener Hausordnung! Was würde der alte Bädliwirt Enz dazu sagen, bei dem es bei Kegelspiel, Sang, Trunk und Tanz oft genug geräuschvoll zu- und herging?

In den bezirksamtlichen Berichten ist einmal aus jenen Tagen zu lesen, die Degersheimer Polizei übe im Wirtshauswesen strenge Aufsicht; da treibe sich denn männiglich in den nahegelegenen Wirtschaften der Gemeinde Mogelsberg herum, deren Behörden im Wirtshauswesen „etwas liberalere Auffassungen“ hegten. Und eben diese „liberalen Auffassungen“ manifestierten sich auch an der „Bädliwirtschaft“, einem Sprengel der Nachbargemeinde. Wie oftmals, wenn weit über das erlaubte Zeitmass hinaus dort oben noch „gewirtet“ wurde, hat die Degersheimer Hermandad, die dort keine Hoheitsrechte ausüben durfte, die zorneregten Fäuste erhoben und des Himmels Strafe auf all den Rummel herabbeschworen!

Wie anders heute, wo vegetarische Sanftmut haust und die Kurgelübde stiller Lebensführung getreulich beachtet werden. Nur dass etwa, an stillen Nachmittagen, mit oder ohne Verabredung, die einen und anderen der Kurgäste sich in der Konditorei Eppenberger zusammenfinden, um bei Tee und süßem Beiwerk ihrem Lob auf die Kuranstalt und die Ortschaft Degersheim ungehinderten Ausdruck verleihen zu können! Der 1. Oktober 1910 bedeutet einen Markstein in der Geschichte unseres Ortes. Die ganze Bevölkerung war von der Bedeutung des Tages erfüllt. Jedes Haus geschmückt, jeder Einwohner Glied einer Festgemeinde, jedes Gemüt von Freude bewegt. Das zwanzigjährige Ringen um ein gemeinnütziges Werk war vom Sieg gekrönt. Der Festzug der neu zu eröffnenden Eisenbahn, welche die Gestade des Bodensees mit der Landeshauptstadt, dem Toggenburg und dem lieblichen Gelände des Zürichsees enger verbinden sollte, wurde gespanntes Blickes erwartet und mit aufquellendem Jubel begrüßt. Aus den Stimmen jenes Tages heben wir nur eine hervor. Sie kam am Abend beim Festmahl in der „Krone“ erstmals zum Ausdruck. Mit Erlaubnis des Verfassers (Carl Lafont) gestatten wir uns eine besonders zutreffende Stelle zu wiederholen.

„Noch ists mir heute wie ein wirrer Traum,
Als dazumal, vor zwanzig Jahren, kaum
Der erste Feuerfunke sich begann zu regen:
Ein Eisenstrang wär uns gewiss zum Segen!“
Und der Gedanke, einmal aufgerafft,
Wuchs und erhob sich zur Titanenkraft.
Was Eines Energie und Willenskraft vermochten,
Was mühsam Schritt um Schritt war durchgefochten,
Und was verloren und dann neu erlangt,
Das weiss, wer damals mitgehofft und mitgebangt.
Und jahrelang ein unermüdlich Ringen
Um immer neue Hindernisse zu bezwingen.
Denn unser Bergland, ah, so wunderschön
Mit seinen Tälern, Bächen, Waldeshöhn,
Dem Wanderer, dem Naturfreund ein Ergötzen,
Ist, ach, den Eisenbahnern ein Entsetzen.
Die weiten, öden Flächen sind ihr Eins und All,
Den Unternehmern sind sie s'höchste Ideal.
Und endlich, trotz der droh'nden Millionen,
Begann der Kampf, die Arbeit sich zu lohnen:
Denn Schritt um Schritt reift unser Werk heran,
Es fasst Gestalt, es bleibt kein blosser Wahn.
Und als an dem entscheidungsvollen Tage,

Sich abgeklärt die letzte, bange Frage,
Da braust ein Jubelsturm von Berg zu Tal,
Raketen, Freudenfeuer überall!
Es bleibt wohl unvertilgbar eingegraben
Im Herzen unseres Volks, was sie uns gaben,
Als unsere hohen Räte jenen Schritt getan,
Den schweren, der verwirklichte die Bahn. –
Und heute ist's kein leerer, loser Traum:
Kanonendonner und ein festgeschmückter Raum,
Das Dorf in buntem Flaggenschmuck und Kränzen,
Bei Alt und Jung ein Jubel ohne Grenzen.
Es ist kein Fest, wie mans gewöhnlich treibt,
Dass morgen bloss noch die Erinnerung bleibt.
Mag unser Festesjubel auch erkalten,
Uns bleibt das reiche Festgeschenk erhalten.
Und tiefbewegt sehn wir das Werk vollendet an:
Die langersehnte, wahrgewordene Eisenbahn!“

Die Gemeinde aber gab ihren Dankgefühlen einen besonders beredten Ausdruck in der Dankesurkunde, welche sie dem hochverdienten Initianten und Durchfechter des Werkes Herrn Grauer-Frey überreichen liess.

Als die Einwohnerschaft von Degersheim dem neuen Verkehrsmittel mit ungeteilter Freude entgegenjubelte, geschah dies nicht zum mindesten in der Erwartung, den unsere Industrie berührenden Gütertausch rascher gefördert zu sehen. Denn gerade die Jahre 1910 – 12 erreichten in der Ausfuhr von Stickereien die höchsten Ziffern. Aber eben diese Anspannung aller Kräfte zeitigte eine Art Ueberreiztheit. Sie konnte nur noch bei ungünstigen Lohnansätzen bestehen. Schon stellte die Vorsicht zuweilen die Frage: „Wird es noch lange so weiter gehen können?“ Und schon lagen die Anzeichen gleichsam in der Luft, die auf einen Umschlag hindeuteten. Lag nicht etwas Ungesundes darin, dass z.B. der unsaubere Ramschhandel seit Jahren das Ansehen des Kaufmanns erniedrigte? War es gut, dass trotz der Uebersättigung mit Stickmaschinen eine einzige Maschinenfabrik allein rasch nacheinander 650 neue Schnellläufer erstellte? Da erfolgte 1914 der Ausbruch der Weltkatastrophe, und alles anscheinend Beständige sollte von ihr erschüttert werden. Die Jahre, welche folgten, müssen bezeichnet werden als die Periode des Unberechenbaren. Sie dauert bis heute an! Jedes stäte Gebahren versagte; das Sprunghafte, Unerwartete beherrschte die Welt.

1914 Panik, Arbeiterentlassungen, Stocken der Nachfrage. Von 1915 an ein sich steigernder Heisshunger der Kriegsmächte nach Rohstoffen jeglicher Art. Ein Anschwellen von Bestellungen in Stickereien um 30 bis 50 Millionen jährlich. Gleichzeitige Preissteigerungen aller Bedürfnisartikel in nie erlebter Weise. Die Umwertung aller Werte schien gekommen zu sein!

1917 starke Nachfrage in Europa; völliges Versagen Nordamerikas.

Die Gesamtlage in eingehender Weise zu schildern, würde ablenken. Sie mag an zwei Zahlen annähernd erwogen werden.

Im Jahre 1913 stieg der Stickereiexport St. Gallens auf 215 Millionen. Sechs Jahre später lagen die Preisverhältnisse der Art, dass ein Drittel dieses Exportes von 1913, quantitativ bemessen, auf 425 Millionen gewertet wurde. Seit 1918 begann ein nie erlebter Rückgang der ausländischen Valuta in schärfster Weise sich fühlbar zu

machen. Mag der damit anhebende Ruin ganzer Völker auf dieses oder jenes Schuldkonto gesetzt werden, gleichviel, hierzulande erlebten wir ihn vor allem als Verarmung des Mittel- und Arbeiterstandes und als eine Verschlechterung der Lebensführung! Oder muss es den Beobachter nicht schmerzhaft berühren, in unserer sonst stetig wachsenden, tätigen und wohlhabenden Gemeinde auf Erscheinungen zu stossen, welche man einige Jahre zuvor für beinahe unmöglich gehalten hätte? Ein starker Ausfall der Produktion, beträchtliche Abhebungen von der Ersparniskasse, starke Abnahme der Einwohnerschaft und Zunahme der Notstandsunterstützung. Doch wär es unedel, mit dem erträglichen Los, das uns beschieden war, jenes furchtbare, welches ganze Völker betraf, in den Schatten stellen zu wollen. Haben doch Wohltätigkeits- und Gemeinnsinn eben in diesen sorgenvollen Tagen sich bei uns rege gezeigt. So ist, um nur eines Momentes zu gedenken, durch hochherzige Schenkungen eines Mitbürgers dem Notstandsfonds Degersheims der namhafte Betrag von 10'000 Franken zugewiesen worden.

Solche Akte wohlwollender Denkungsart vermögen uns immer wieder zu erheben. Und so wollen wir, im Begriffe, die Geschichte unseres Dorfes bis zur unmittelbaren Gegenwart zu begleiten, nicht kummerbleichen Sorgen und düstern Befürchtungen das Wort lassen, sondern uns hoffend an dasjenige halten, was mitten im Wandel der Tage für die Dauer geschaffen ward.

Das mühevollste und wohl auch undankbarste Stück Arbeit zu allen Zeiten liegt in der Verwaltung des Gemeindehaushaltes. Wer auch nur jemals in die Lage kam, das Gemeindearchiv zu Rate zu ziehen oder durch einige Jahrzehnte die Amtsrechnungen der Dorf- oder politischen Gemeinde zu prüfen, der wird des Staunens über das Umfängliche dieses Tätigkeitsfeldes, dem Wachstum und Entfaltung anvertraut sind, sich kaum erwehren können. Es ergäbe ein Bild kultureller Gegenwart, sich darüber einen genauen Begriff zu verschaffen. Uns muss es genügen, kurz darauf hingewiesen zu haben und einem unparteiischen Urteil noch einmal das Wort zu erteilen. Die ganze kommunale Verwaltung untersteht, wie bekannt ist, periodischer, amtlicher Untersuchung des zuständigen Bezirksammannamtes. Die letzte erfolgte im Sommer 1913 und hatte eine umfängliche Berichterstattung an die hohe Regierung im Gefolge. Der Rapport bezeichnet die Amtsführung als eine „sehr befriedigende“. Die Behörden sähen nicht etwa bloss darauf, die anschwellende Zahl von laufenden Geschäften zu erledigen, sondern sie hielten die „künftige Entwicklungsmöglichkeit“ der Gemeinde scharf im Auge.

Ein besonderes Lob verdiene der seit langem im Dienste des Gemeinderates stehende Sekretär Feuer, dessen arbeitsfreudige und unermüdliche Tätigkeit so weit gehe, dass er seiner Dienstpflicht häufig bis tief in die Nacht hinein obliege.

Dann wird einer Reihe von Schöpfungen gedacht, welche Degersheim zur besonderen Ehre gereiche. Das Feuerwehrwesen, die Wasserversorgung, das gross angelegte Strassennetz, das Schulwesen werden, um nur das Bedeutendste anzuführen, rühmend hervorgehoben. So der Bericht von 1913. Und seither ist trotz der Schwere der Zeiten nicht der Stillstand das Kennzeichen sinkenden Mutes, sondern eben jetzt ist es erhebender Trost, auf Werke des Gemeinnsinnes hinweisen zu dürfen.

Vorerst hat noch einmal die Zahl den Vortritt.

Oftmals hatten wir im Laufe unserer Darstellung Gelegenheit zu zeigen, wie sehr das wohlthätige Institut unserer Ersparnisanstalt mit den ökonomischen Verhältnissen verflochten war. Nach einem Bestand von 46 Jahren sollte sie 1912 als Zweiganstalt an die hiesige Filiale der Kantonalbank übergehen. Bei der erfolgenden Liquidation stellte

sich nun, dank der umsichtigen und sorgsamem Kassaführung ein namhafter Ueberschuss heraus, den man zum Wohl der Gemeinde fruchtbringend anzulegen beschloss, und zwar in dem Sinne, dass ein Teil an vier der hiesigen Korporationen überwiesen wurde, der andere, grössere dagegen, als unantastbarer fester Fonds von 150'000 Franken eine bleibende „Stiftung der Ersparnisanstalt Degersheim“ bilden sollte. Die unterm 17. Juni 1915 ausgestellte Stiftungsurkunde bestimmt im Artikel 1, dass die Erträgnisse teils zur Aeufnung eines besondern Reservefondes, teils zur Unterstützung von Unternehmungen gemeinnützigen Charakters der Gemeinde verwendet werden sollen. Diese Stiftung, mitten in den Nöten der Kriegszeit geschaffen, möge uns stets ein Hinweis darauf sein, dass gesunder Bürgersinn den sicheren Grund zu bieten vermag, auf welchen wir auch in sturmbewegten Tagen unsere Zuversicht verankern wollen.

Anregungen ganz anderer Art mögen folgen. Es war im Oktober 1913, dass im Schosse der Donnerstagsgesellschaft ein Vortrag über „Naturschutz“ gehalten wurde. Einen Auszug dieser zeitgemässen Arbeit übergab deren Verfasser (Reallehrer G. Gröbli) im folgenden Jahr der Oeffentlichkeit. Es galt ihm vor allem, den Sinn für die uns umgebende Natur zu wecken und zu kräftigen, Schützlinge der Pflanzen- und Vogelwelt der öffentlichen Obhut anheimzustellen, lauschige Winkel und aussichtsreiche Punkte in des Dorfes Umgebung dem Naturgenuss näher zu bringen. Und solcherlei Bestrebungen liegen im Geiste der Zeit. Hatte doch die Gesundheitslehre seit langem die Rückkehr zur Natur auf breiter Grundlage angeregt. Auch die hiesige Kuranstalt hatte durch ihre prächtig ausgewählten Luftparke und den vorschriftsgemässen Aufenthalt im Freien viel zur gesteigerten Freude an den Reizen des lichtreichen Tages beigetragen.

So fielen denn die Anregungen zu vermehrter Pflege des Naturschutzes auf gesunden Boden. Ein Verkehrsverein trat zusammen, der, bald eine starke Mitglieberschaft in sich vereinigend, das Ziel verfolgt, nicht allein des Ortes Umgebung, wo immer es tunlich erscheint, zu verschönern, sondern die uns umgebenden Schönheiten würdigen zu lernen! Und an reizenden Stellen unserer wald- und wiesengrünen Gegend ist wahrlich kein Mangel. Alt und Jung stehen täglich und stündlich im Genuss unveräusserlicher Reize, welche sich immer wieder darbieten, um Auge und Ohr, Gemüt und Herz zu erquicken.

Es geschah wohl auch im Sinn und Geist dieser Naturschutzbewegung, dass zu guter Stunde ein Werk der Gemeinnützigkeit Gestalt annehmen sollte: die Uebergabe des wohlbekannten Föhrenwaldes zugunsten der Einwohnerschaft als unveräusserliches Eigentum dem öffentlichen Genuss dargebracht. Dass ich diese Freude erleben durfte! Denn an jenem Flecklein Wald und Grund haften mancherlei Erinnerungen meiner Jugendjahre. Dort war ich angewiesen Vieh und Schafe zu weiden, dort tobte ich mit meinen Kameraden aus beim „Räuberlenspiel“, dort empfand ich in gesammelten Stunden die Eindrücke weiter Fernsicht. Dort ist für jeden ein Schatz stillen Geniessens verborgen. Nun ist das „Föhrenwäldli“, wie es der Volksmund getauft hat, Gemeingut aller und bewahrt vor Verschandelung. Nicht etwa bloss ein Spielplatz der Jugend oder eine Allmend für ausgelassene Belustigungen, nein, vielmehr ein Heim ernster Sammlung und stillen Sinnens. Erprobe es! Finde dich ein im Frühlicht der Morgenstunde oder beim stimmungsreichen Scheiden des Tages. Sieh dort die Berge, Sinnbilder des Festbeständigen! Schau hinunter zum See, der nach den heftigsten Stürmen sich je und je wieder glättet. Lass deine Blicke ruhen auf dem Antlitz der Mutter Erde, die in vorbildlicher Genügsamkeit wirkt und schafft. Was benötigt sie? Etwas

milden Regen, etwas warmen Sonnenschein, etwas Geduld, und sie ist wieder am Werk, dir dein täglich Brot bereit zu halten. Und dann blick hernieder auf unseren Heimatort. Einst, hundert Jahre sind es her, versank er zu Asche und Trümmern. Wodurch hat er sich wieder erhoben? Etwa durch den Vorzug der Lage oder die Gunst des Schicksals? Nein! durch den starken Willen, die zähe Ausdauer, das nimmer müde Wirken und Schaffen seiner Bewohner. Daran festzuhalten sei auch unser Entschluss. Erheben wir uns denn zu gutem Ende in Wort und Tat zu dem Wahrspruch:

Die Arbeit in Ehren,
Dem Argen wehren,
Das Gute bereiten,
Hält stand für alle Zeiten!